Neera.

Ein Nest.

Ein Nest.

Roman

von

Neera.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen
von **Helene Katz.**

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.
Leipzig: C. F. Steinacker. 1897. New-York: Gustav E. Stechert.

Erster Theil.
Die Familie Spiccorlai.

Vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam.
Horaz.

Ich habe Frau Rosa Spiccorlai in ihrer doppelten Eigenschaft als schöne Frau und Gattin des Herrn Karl Spiccorlai, eines von den Geschäften zurückgezogenen Kaufmanns, gekannt.

Als schöne Frau war sie sozusagen auf dem Aussterbeetat, aber wenn die Chronik nicht lügt, so hatte sie die Zeit wohl benützt, bevor es zu spät war, das heißt, daß Frau Rosa eine etwas bewegte Vergangenheit hatte. Sie war von großer, corpulenter Gestalt, mit schleppendem Gang und nachlässiger Haltung. Ihr sehr regelmäßiges, trotz aller Fülle wohl conservirtes Gesicht hatte einen halb listigen, halb unwissenden Ausdruck, der von niedrigen Gesinnungen zeugte; doch

das kümmerte ihre Bewunderer wenig, die sich an ihrer regelmäßigen Nase und den leuchtenden koketten Augen, die gleich Schildwachen, immer bereit, die Waffen zu präsentiren, erschienen, genügen ließen. Ein gewöhnlicher Zug um den Mund, eine Art Lächeln, das jedoch die Mundwinkel nicht in dem lieblichen Zug, der uns so an geliebten Personen gefällt, erscheinen ließ, war stereotyp zwischen den rothen Wangen, und kein ernster Gedanke vertrieb es jemals.

Als Gattin gehörte sie zu Denen, welche den Pantoffel schwingen; sie ließ es gern durchblicken, wenn Jemand es nicht zu bemerken schien; man sieht, unsere gute Frau hatte keine Vorurtheile in Betreff guter Lebensart.

Ganz im Geheimen erzählte man sich, Rosa sei vierundvierzig Jahre alt und habe einen prachtvollen falschen Zopf von schwarzen Haaren, der fünfzig Francs kostete. Wie es ihr gelungen sein mochte, jene fünfzig Francs zusammen zu bringen, erscheint als ein drittes Geheimniß, doch ich kann wirklich darüber nichts Genaueres berichten. Ich weiß nur, daß die Familie Spiccorlai, ein altes Kaufmannshaus

in Fett- und Rauchwaaren, sich vom Geschäfte unter wenig günstigen Bedingungen zurückgezogen hatte. Karl Spiccorlai, der Gatte und Exkaufmann, erreichte schon das siebzigste Jahr und galt als das größte Original des Corso Garibaldi. Durch eine Lähmung in den Beinen war er beinahe hilflos geworden und lag den ganzen Tag in einem weiten Lehnstuhl von zerrissenem Leder; mit den Ellenbogen lehnte er an einem ebenso verfallenen elenden Tischchen, und wehe, wenn man ihn anrührte! Dieses alte Möbel enthielt auf seiner Oberfläche ein gemaltes Schachbrett, und der seltsame Alte vertrieb sich die Zeit damit, kabbalistische Zeichen mit seinen langen, krallenartigen Fingern darin einzugraben.

Er aß gierig, wie ein Hund, seine überaus frugale Mahlzeit und schrie, wenn man Geld von ihm verlangte; er konnte weder Thiere noch Blumen, noch Musik, noch Besuch im Hause leiden. Er sprach fast nie, und wenn seine Gattin sich über seinen übertriebenen Geiz beklagte, lachte er — er lachte nur bei dieser Gelegenheit. Dann umklammerte er das Schachbrett noch fester und murmelte seine

Lieblingsredensart: „Frauen, Pferde, Uhren!“*) Dann schüttelte er den Kopf, und man konnte Nichts mehr aus ihm herausbringen. War er närrisch? Ach, Gott bewahre! Karl Spiccorlai besaß seine vollständigen Geisteskräfte und verwaltete sein kleines übriggebliebenes Vermögen mit weiser mathematischer Genauigkeit, den Werth eines Centimes berechnend. Er händigte pünktlich seiner Gattin die Zinsen ein, und man muß zugeben, daß, wenn er einmal das Geld aus der Hand gab, er sich auch um den Verbleib desselben nicht mehr kümmerte. Mit diesen Zinsen (so gering waren sie) konnte man Hungers sterben; aber Rosa verstand es, sie auszudehnen; sie theilte sie weise ein und drehte jeden Pfennig zehn Mal um. Wenn man nur seine puritanische Lebensweise nicht angriff, so mochte man seinetwegen auch Fasanen verspeisen, er verlangte Nichts davon. Rosa war den ganzen Tag abwesend, sie besuchte mit Freundinnen und guten Freunden das

*) Diese drei Worte beziehen sich auf ein bekanntes Mailänder Sprichwort: Donn', orolog' e cavai in tri trovai.

Theater, kleidete sich in Seide oder Baumwolle, sang oder weinte — das war ihm Alles gleichgiltig. Da sagten die Nachbarinnen dann natürlich: „Sie ist wirklich der Herr im Hause!“

Der Alte sah Nichts und mischte sich auch in gar Nichts. Nur in zwei oder drei wichtigen Fällen des ehelichen Lebens hatte sich der Alte auf seinem Lehnstuhl aufgerichtet, mit dem furchtbar drohenden Zeigefinger aufgeschlagen und gerufen: „Ich will es so!“ — Frau Rosa nützte bei solcher Gelegenheit ihre gewohnte Art, den Pantoffel zu schwingen, wenig, — aber es geschah so selten! — Sie bewohnten ein feuchtes Logis am Corso Garibaldi, ohne Portier, mit finsterer Treppe, eine jener Treppen, die nach der Kloake duften, die zerbrochene Stufen und verfallene modrige Mauern aufweisen, die in ihrer schmählichen Verwahrlosung den Verfall des Alters und des Elends in sich vereinen.

Was dieses Haus während eines Jahrhunderts gewesen, ist leicht zu errathen. Trunkene Arbeiter und vor Hunger weinende Kinder hatten hier ihr Geschrei erschallen lassen, schmutzige

Frauen waren, gleich Schatten, längs der grünlichen Mauer entlang geglitten und hatten auf dem feuchten Gestein die Spuren ihrer Hände zurückgelassen. Verzweiflung, Krankheiten und Gewissensbisse — vielleicht auch das Laster — mußten die Hausgeister dieser düsteren, engen Höhlen sein, dieser luftlosen, dunklen Corridore, dieser niedrigen alten Thüren, an denen schichtenweise vier Generationen Schmutz und Schweiß abgelagert hatten. Es erschien seltsam, daß die Familie Spiccorlai, wenn sie auch in ihren Mitteln sehr beschränkt war, in dieser Höhle des untersten Proletariats aushalten mochte. Sicherlich blieb Frau Rosa dort nicht aus eigener Wahl. Doch wenn sie im höchsten Staat auf dem Hausflur stand und eine volle Viertelstunde dazu brauchte, ihre Röcke aufzuraffen, um die schreckliche dunkle Treppe hinabzusteigen, sah ihr der Alte, mit der Nase an die vergitterten Fenster gedrückt, nach und rieb sich mit spöttischem Hohnlachen die Hände.

Ja, je mehr Spinnweben von den verstaubten, halb verfaulten Balken fielen, je mehr Käfer und Ungeziefer in dem

Schmutz der dunklen Ecken hausten, je mehr Unrath und wüste Umgebung um ihn her, desto wohler fühlte sich der Alte. Von seiner Fensternische aus sah er die feuchten Stellen der Mauern und zählte sie mit Freuden. — Rosa zerriß sich beim Vorübergehen die Falbeln des Kleides und verwünschte den Geiz ihres Gatten, aber sie wußte wohl, daß sie ihn nicht dazu bewegen konnte, die Wohnung zu wechseln. Im Hofe war eine Bierbrauerei, und wenn sie die kochende Masse umrührten, stieg ein unerträglicher Geruch nach oben; dann verfehlte der Greis nie, sein Fenster zu öffnen. Streit kam selten vor. Sie hatten sich an diese Lebensweise gewöhnt; er freute sich darüber, sie ärgerlich zu sehen — und sie hielt sich auswärts schadlos. — An einem regnerischen Octobermorgen trat der Briefträger des Viertels widerwillig in jene Höhle, vielleicht zum ersten Male, er sah sich mit heimlichem Grauen um und pflanzte sich mitten im Hof halb ungeduldig, halb verächtlich auf (es war ein von den eleganten Portiersfrauen verwöhnter Neuling), er fuhr mit der Hand in die schwarze Ledertasche und zog einen

Brief hervor, las die Aufschrift mehrere Mal und schaute nach den verwahrlosten Fenstern des dritten Stockwerkes hinauf. „Spiccorlai!“ rief er. Niemand antwortete. Der Regen fiel unaufhörlich in dichten Strömen — er hatte eine neue Mütze — er sah wieder hinauf und rief: „Spiccorlai!“ Auf der Adresse war vielleicht „Herr“, aber er hielt es nicht für nöthig, diesen Titel inmitten dieses Hofes zu wiederholen. „Wohnt nicht in diesem verwünschten Hause ein gewisser Karl Spiccorlai? He?“ Die Frage war an die wurmstichigen Balken und tropfenden Dachrinnen gerichtet. Doch der alte Krämer mochte sie gehört haben, denn er öffnete das Fenster und steckte seine dicke Nase hinaus. „Wer ist da?“ — „Ein Brief!“ — „Ich komme.“ Mehr Worte wurden nicht gewechselt. Der Alte schloß das Fenster, und der Briefträger zog sich auf die ersten Treppenstufen zurück, entschlossen, nicht weiter zu gehen. Er durfte nicht lange warten.

Ein leichter Schritt, ein dunkler Schatten, eine magere Frauenhand streckte sich zitternd aus, und der Zwischenfall war beendet. Der Postbote ging auf=

athmend hinaus — der Brief wurde seinem Adressaten übergeben und auf das Tischchen mit dem Schachbrett gelegt, und nachdem sich der dunkle Schatten überzeugt hatte, daß Frau Rosa von dem benachbarten Gemach Nichts hörte, wagte er zu sagen: „Was mag es sein?“

* * *

Was mag es sein? Der Schatten oder der Brief? Beginnen wir mit dem Schatten! Karl Spiccorlai war der Aelteste einer außergewöhnlich zahlreichen Familie; zwischen ihm und dem Jüngstgeborenen, einem Mädchen, war ein Zwischenraum von 30 Jahren; seine Schwester war also beinahe 40 Jahre alt. Sie war zuletzt in eine Familie von eisenfesten Charakteren und starken eigensinnigen Köpfen gekommen und erschien wie der Sprößling einer zarten Birke, die auf einen mächtigen Eichenstamm gepfropft ist. Als mutterlose Waise zurückgeblieben, hatte sie viel von den so eigenartigen Individualitäten zu leiden — sie mußte immer nachgeben, immer gehorchen. Die arme Birke verlor die Blätter — Blüthen hatte sie nie gehabt — sie ver-

kümmerte und verschmachtete vergessen, bis sie zusammenbrach, und es schien fast, als wenn sie wirklich in den Armen des einzig übrig gebliebenen Bruders verscheiden sollte.

Karl Spiccorlai war nicht der Mann, sich in Zärtlichkeiten zu ergehen. Er wies ihr ein schwarzes kleines Loch neben der Küche an, gab ihr einen Antheil an der mageren allgemeinen Mahlzeit und hatte auf diese Weise ein drittes Familienglied; etwas weniger als eine Magd, etwas mehr als ein Hund! Der alte Sonderling sprach mit ihr nicht mehr als mit Rosa, doch hatte er für die Schwester nicht das spöttische Hohnlachen, welches er der Gattin gegenüber zeigte; oftmals folgten ihr sogar seine kleinen gelblichen Augen mit ungewöhnlicher Sanftmuth, und man konnte sogar annehmen, daß ein weniger rauhes Wort aus seinem Munde kam; doch das waren nur vorübergehende Lichtblicke. Gewöhnlich versenkte er sich brummend in sein Schachbrett: „Frauen, Uhren und Pferde!" murmelnd. Zwischen den Schwägerinnen war es etwas Anderes! Von dem Tage an, wo Amarilli auf der Schwelle des

düsteren Hauses erschienen war, mit ihren thränenfeuchten Augen, dem langen, hageren, abgehärmten Gesicht, dem armseligen Trauerkleid, das wie ein zum Trocknen auf einen Stock aufgehängter Lumpen erschien, da hatte die blühende, pausbäckige Frau Rosa sie als Stichblatt ihres Spottes, ihrer gewöhnlichen Mißgunst und ihres feigen Hochmuths genommen. — Ihr, der Schönen, vor Gesundheit Strotzenden, gelang es leicht, eine Art physisches Uebergewicht über das schwächere Wesen zu erlangen, das sie demüthigte und niederbeugte durch den stündlichen und beständigen körperlichen Vergleich.

Ja, sie konnte, indem sie mit einer, nur ihr eigenthümlichen Bewegung die Aermel zurückstreifte, ihre festen, starken, weißen Arme zeigen und lachte dabei der armen Amarilli frech in's Gesicht, weil sie wußte, daß die alte Jungfer sich gerade über ihre enorme Magerkeit, wie über eine wahre Ungerechtigkeit, sehr beklagte.

Es war ihr ein Leichtes, als Hausfrau und Herrin der armen Verwandten von Allem das Schlechteste zu geben — vertrocknetes Brod — versalzene Suppe

— rauhes Bettzeug, den schlechtesten Platz; sie äffte ihr nach, verspottete sie, sagte, sie verstände sich weder zu kleiden, noch zu bewegen, noch zu sprechen; sie erscheine wie eine Mumie und sei in der That eine echte und gerechte Spiccorlai! Hahaha! Sie lachte über diesen Witz aus vollem Halse und stemmte die Hände auf die Hüften. —

Für Amarilli hätten die jungen Leute sicherlich keine Gedichte gemacht wie für sie, als sie noch als junges Mädchen in der St. Antonsstraße wohnte und jede Nacht unter ihrem Fenster singen hörte:

„In der Straße Sant Antonio
Blüht eine Rose der Madonna."

Amarilli wollte ihr bemerklich machen, daß Madonna und St. Antonio sich durchaus nicht zusammen reimten, auch nicht einmal einem schönen Mädchen zu Gefallen, doch Rosa war in die höchste Wuth darüber gerathen, und als Ausdruck ihrer höchsten Verachtung nannte sie sie eine Gelehrte. — Amarilli hatte Verstand, einen feinen Geschmack und ein empfindsames Herz. Sie hatte den einzigen Trost ihres trübseligen Lebens in geistigen

Genüssen gefunden. Ihre Seele war schön, wenn auch ihr Körper wenig anmuthig; und unter dem mageren Busen schlug ein warmes Herz. —

Aber für Rosa hatte Amarilli drei große Fehler: sie war eine Frau, ihre Schwägerin und hatte mehr gelernt als sie! —

Es giebt viele Plagen und Strafen, aber eine schrecklich langsame Qual ist die eines intelligenten Wesens, welches dazu verurtheilt ist, der niedrigen Unwissenheit und brutalen, boshaften Pöbelhaftigkeit zu unterliegen.

Amarilli — auch ihr Name gab Gelegenheit zu sarkastischen Witzen — weinte im Verborgenen und magerte immer mehr ab. —

Nun hatte sie keine Hoffnung mehr; die Illusionen, welche sie seit 20 Jahren gehegt, waren verflogen; das Ideal, welches sie gequält und verfolgt hatte, wie es alle auserwählten Seelen foltert, hatte sich erschreckt, wer weiß wo? verborgen, und kaum, daß noch ein schwacher Schimmer davon hervorleuchtete; — wenn sie ganz allein und abgeschlossen in dem feuchten Treppenverschlag, der ihr als

Zimmer diente, auf ihrem armseligen dunklen Bett zusammengekrümmt lag und vor Frost und oft auch vor Hunger zitterte — dann dachte sie an den theuren Traum ihres Lebens. Ein weißes Häuschen, von Grün umgeben — Blumen, Vögel, frische Luft, Sonnenschein, blauer Himmel . . . und eine Hand, die ihre Hand umfaßte! —

* * *

Der Alte hatte den Brief ergriffen und betrachtete ihn mißtrauisch und unsicher.

Amarilli war bewegt — es gab so selten etwas Rührendes in der Familie — obwohl sie neugierig war, so schwieg sie doch, nachdem sie die Worte: „Was mag es nur sein?“ ausgesprochen hatte. Aber der Alte hatte keine Eile. Mit siebzig Jahren empfindet man keine Ungeduld mehr — wenn auch die Welt einstürzte, was thut es, wenn man mit einem Fuß im Grabe steht? Er prüfte die Schrift, das Papier, den Poststempel; legte ihn hin, nahm ihn wieder auf; vielleicht war auch er bewegt, aber natürlich mußte er sich stark zeigen! Amarilli warf einen unruhigen Blick auf die Thür, sie

fürchtete, daß ihre Schwägerin plötzlich erscheinen könnte. — Endlich wurde der Brief geöffnet. Carlo Spiccorlai las, ohne mit der Wimper zu zucken, und als er geendet, reichte er den Brief seiner Schwester und sagte: „Antworte Du: sie soll kommen.“ Amarilli las eifrig:

Brüssel, 14. October.

Mein Herr!

Meine Mutter ist heut Morgen gestorben; ich bin allein zurückgeblieben und arm, ich kenne Niemanden. Man hat mir gesagt, daß Sie mein Verwandter sind. Meine sterbende Mutter sprach Ihren Namen aus. Darf ich in Ihr Haus kommen? Darf ich ein Asyl bei Ihnen für den Augenblick erbitten, bis sich mein Schicksal entschieden hat? Verzeihen Sie einer armen Waise, die nicht weiß, was man an einem so furchtbaren Tage sagt, und die sehnsüchtigst wünscht, in dem Bruder ihrer armen Mutter einen Vater zu finden.

Editha Vergy.

„Johanna ist todt!“ — rief sie mit Thränen in den Augen — „und ihre

Tochter ist allein im fremden Land zurückgeblieben!“ —

„Ja, die kleine Comtesse“ — rief der Alte hohnlachend — „die kleine Comtesse, die von dem alten Gewürzkrämer ein Stück Brod erbettelt! Sie soll kommen, sie mag kommen, die kleine Comtesse! —“

„Karl, lache nicht über einem kaum geschlossenen Grabe! Johanna hat gefehlt, als sie ihre Familie verließ, aber welche Schuld daran trägt das Kind?“

Der Alte hörte nicht auf sie. Er dachte, welche Freude Rosa empfinden würde, wenn plötzlich eine Nichte hereingeschneit käme, und er lachte darüber wie ein Narr.

Amarilli, die an seine seltsame Art gewöhnt war, ließ ihn ruhig gewähren. Sie war ganz verstört über den Tod der Schwester, das Schicksal der armen Waise, die so arm war, die Unglückliche! keinen anderen Zufluchtsort zu haben, als dieses schreckliche Haus! Von Schmerz und Mitleid bewegt, wäre sie ihr am liebsten entgegengeeilt und vergaß beinahe, daß Karl ihr gesagt hatte: „Schreibe, sie soll kommen“ — ein stricter Befehl!

Als sie sich daran erinnerte, fiel ihr auch ein, daß im ganzen Haus kein Stückchen Papier zu finden war, und sie bemerkte es schüchtern ihrem Bruder.

„Geld, immer Geld! Dreh Dich um."

„Wohin?"

„Nach der Mauer zu; sieh mich nicht an." —

Amarilli drehte sich um. Auf der Mauer war eine große Spinne mit langen Beinen, welche eilends dem Dach zulief. Amarilli betrachtete diese Spinne und hörte gleichzeitig ein trockenes, kreischendes Geräusch. —

„Du sollst Dich nicht umwenden!" rief der Alte. Fünf Minuten vergingen. Die Spinne kletterte, sich schaukelnd, an einem silbernen Faden herab. Amarilli dachte, daß sie sehr glücklich sei, denn der auf dem verfaulten Balken angefangene Faden konnte bis zu einem duftenden Glycerien- oder Caprifoliumgebüsch geleiten. Sie dachte dabei an die arme Editha und sich selbst und seufzte. —

„Jetzt dreh Dich um; hier hast Du das Gewünschte!" —

Ein unregelmäßiges Stück gelblichen alten Papiers, etwas zerlöchert und

schmutzig, lag auf dem Schachbrett. Wo war es hergekommen? In dem Tischchen sah man keine Schubladen, der Alte hatte sich nicht fortbegeben, denn er konnte sich nicht bewegen; an Zauberei glaubte Amarilli nicht, aber von ihrem Bruder konnte sie Nichts mehr überraschen. Sie nahm das Papier etwas widerstrebend. Karl Spiccorlai, der Einwendungen befürchtete, stimmte seinen Sermon an: „Frauen, Frauen, Frauen! Pferde, Uhren! Schreibe, die Comtesse soll kommen!"

Es war noch etwas Tinte in dem alten hölzernen Tintenfaß; Amarilli verdünnte sie mit einem Tropfen Essig.

„Gieb Acht, daß Du sie nicht vergießt!" rief der Alte.

Nachdem Amarilli den Brief beendet, bat sie zitternd, aus Furcht vor einer Weigerung, um einen Briefumschlag.

„Einen Briefumschlag? Dummheiten!"

Amarilli fügte geduldig hinzu, daß das zerrissene morsche Blatt die weite Reise nicht durchmachen könne, daß wahrscheinlich die Post es gar nicht annehmen würde.

„Ein Briefumschlag," murmelte der alte Geizhals, „wie viel wird der kosten?"

„Ich glaube, wenigstens zwei Centimes!"

Der Alte überlegte eine Weile. Amarilli erwartete, daß er nochmals sagen würde: „Dreh Dich einmal um!" aber statt dessen sprach er: „Geh' zum Bierverkäufer und leihe Dir einen Briefumschlag, er oder seine Frau werden welche haben!"

Nachdem so die Verlegenheit gehoben und die Ausgabe von zwei Centimes vermieden war, zeigte sich die weit schrecklichere — der Freimarken. Der Alte wollte Nichts davon wissen, er gerieth vielmehr in Wuth und rief: „Mag die Comtesse es bezahlen!"

„Aber ich bitte Dich, Karl —"

Jede Widerrede war vergeblich.

„Wenn man ein gutes Werk thun will, so muß man es ganz oder gar nicht thun!" Mit dieser Sentenz hoffte Amarilli ein unwiderlegbares Argument vorgebracht zu haben, aber ihr Bruder antwortete trocken: „Dann thun wir es gar nicht!"

Wenn das arme Mädchen nur einen Centime besessen hätte, so würde sich die Marke sofort gefunden haben, doch ihre lebhafte Phantasie, die von ihrem warmen Herzen begleitet wurde, fand

ein Auskunftsmittel. Sie ging zu der Frau des Bierhändlers zurück und sagte zu ihr: „Liebe Frau, ich wollte Sie fragen, ob Sie noch eine kleine Stickerei für mich zu arbeiten hätten?“ — Vor einigen Tagen hatte ihr die Nachbarin angeboten, wenn sie Etwas verdienen wolle, ein Schürzchen für ihr Kind zu sticken; aber Amarilli, die Alles im Hause vor den inquisitorischen Augen der Schwägerin machte, hatte nicht gewagt, es anzunehmen. Jetzt war es eine ganz andere Sache. Sie dachte, wenn sich einige Kreuzer erschwingen ließen, dann könnte sie die Briefmarke und vielleicht noch ein Licht kaufen, um bei Nacht zu arbeiten.

Die Gattin des Brauers willigte ein und beklagte in ihrem Herzen die arme alte Jungfer, die ganz roth vor Freude hinausging, um den Brief in den Postkasten zu stecken, der ihr soviel kostete. — Sie liebte Editha schon, die unbekannte Waise, und diese Liebe beschäftigte sie innig; sie fühlte so sehr das Bedürfniß, in ein befreundetes Herz ihre lange zurückgehaltenen Gefühle auszuschütten, daß sie die Hoffnung hegte, endlich ein Wesen, das fähig war, sie zu

lieben, zu finden; ein schwaches Wesen, das sie beschützen konnte! — „Editha! Editha!" murmelte sie, indem sie athemlos die dunkle Treppe hinaufstieg, „wie Du auch seiest, unglückliches Mädchen, welches in dieses Haus treten soll, Du wirst in mir eine Mutter finden!"

Und jetzt überzog das Roth der heißen Empfindung die verwelkten Wangen der alten Jungfer.

Mutter! . . Dieses heilige Wort hatte eine erloschene Welt in dem Wirbel ihrer Illusionen wiedererweckt. Sie mußte sich an die Mauer lehnen. Ein blasses Stückchen Himmel warf ihr die letzten Strahlen der Abendsonne in's Gesicht und erleuchtete ihre müde Stirn, und aus den matten Augen leuchtete die glühende, göttliche Seele. So war sie schön! Auf dem dunklen Hintergrund der Wand hob sich ihre asketische Figur lebhaft ab wie ein Freskenbild von Michel Angelo oder Rafael. Ihren Kopf umgab der doppelte Heiligenschein der christlichen Märtyrer — der Glanz des Glaubens und die Wunden des Schmerzes. Sie war schön und erhaben.

* * *

Rauhe, mißtönige Stimmen, die aus dem Fenster des alten Spiccorlai ertönten, kündeten einen Streit an.

Rosa war zurückgekehrt, und Karl Spiccorlai hatte sich, wie man sieht, das Vergnügen nicht versagen können, seine Gattin zur höchsten Wuth zu reizen, indem er ihr eiligst die Neuigkeiten des Briefes mittheilte. Wenn Rosa mitten auf dem Corso Garibaldi ihren berühmten schwarzen Zopf verloren hätte, so würde sie sich vielleicht nicht mehr aufgeregt haben. Sicher ist es, daß diese Nachricht sie außer Fassung brachte. Noch eine Frau im Hause? Eine Nichte? Und wer war denn diese Zugelaufene? Sie hatte niemals von ihr gehört. Heirathet man vielleicht, um wie das Korn aus der Erde Schwägerinnen und Nichten aufsteigen zu sehen? Und wer weiß noch was Alles? Hätte doch Herr Karl Spiccorlai die Güte gehabt, sie vorher zu unterrichten, wie weit, bis in welchen Erdtheil sich seine sympathische Verwandtschaft ausdehnte! Hatte er nicht auch noch Cousins in Amerika? .... Und sie konnte ihrem Neffen Renato nicht einmal ein Glas Wein bieten, aber um

den Anderen Platz zu machen, sollte sie sich den Bissen vom Munde abdarben. Ja, das wäre so Etwas, nicht wahr? Roth wie ein Truthahn, die eine Hand auf die Hüfte gestützt, mit der anderen den Hut haltend, den sie sich hastig vom Kopf gerissen, hatte sie ganz das Ansehen, als wolle sie sich auf den Alten stürzen; aber er spottete nur über sie und saß in seinem Lehnstuhl so sicher und triumphirend, wie in einer Festung. Seine gebogene Nase, die eines Raubvogels würdig war, zog sich in einem schrecklichen, abstoßenden Grinsen zusammen, und mit seinen mageren, skeletartigen Fingern schlug er den Tact auf dem Tischchen. Er sprach nicht. Was sollte er sagen? Er war keine feige Memme, sich in Entschuldigungen zu ergehen. Seinen Pfeil hatte er geschleudert, und besser als alle Worte arbeitete dieser in der Brust seiner theueren Ehehälfte. Je mehr sie schrie, desto mehr amüsirte er sich; er machte es wie die Katze, welche ruhig zusieht, wie der Maulwurf sich zwischen ihren Krallen windet.

„Alter, kindischer Mensch!“ kreischte Rosa.

Er blieb schweigsam. Er dachte:

Die Nichte muß ihr sehr zuwider sein, wenn sie sich getraut, mich einen alten kindischen Menschen zu nennen, auf die Gefahr hin, dreißig Tage lang kein Wirthschaftsgeld zu erhalten.

„Alter Narr!“

Er gab keine Antwort. Er bemerkte, daß die Adern an ihrem Halse vorn anschwollen, sie war sehr häßlich im Zorn und konnte seit lange schon ihre vollendeten vierundvierzig Jahre nicht verbergen.

„Nein, ich will diese Nichte, diese Abenteurerin, diese Hexe nicht! Ich sage es kurz und bündig, entweder sie geht oder ich!“

In diesem Augenblick trat durch die angelehnte Thür die alte Jungfer heiter und strahlend ein. Karl Spiccorlai stemmte sich auf die Lehnen des Sessels und stützte sein seltsames Gesicht, das an einen alten Hexenmeister erinnerte, auf die Ellenbogen; dann rief er halb ironisch, halb lustig: „Laß die Thür offen! Rosa will weggehen!“

Wenn ich ein episches Gedicht in achtzig Gesängen schriebe, würde mir der

Vergleich mit einem Raubthier, welches im Kampf mit seines Gleichen plötzlich ein unschuldiges Thier entdeckt und sich auf dieses wie auf den Sündenbock stürzt, um an ihm seine ohnmächtige Wuth auszulassen, einfallen. Amarilli hatte heute, wie schon hundert Mal vorher, die Rolle des Sündenbockes zu übernehmen. Die Schwägerin klagte sie an, die Ursache ihres ganzen Unglückes zu sein; ihre Ankunft im Hause gab das böse Beispiel für alle vorkommenden Fälle, so daß schließlich alle Spiccorlais bis in die fünfzehnte Generation es nachahmen würden. Sie habe gewiß bei dem Alten zu Gunsten jener Abenteurerin gesprochen, aber wenn man fremder Leute Brod äße, müsse man zum Mindesten bescheiden sein. Habe sie vielleicht Mittel, die Verwandten zu unterhalten? Wüßte sie mit ihren langen Eidechsenarmen nur etwas Anderes anzufangen, als ihr Taschentuch hervorzuziehen und sich die unsichtbaren Thränen abzutrocknen? (Eidechsen haben nämlich gar keine langen Arme, doch es wäre vergeblich gewesen, ihr das zu entgegnen.) Ach, warum ging sie dann mit ihren schönen poetischen Phrasen

nicht, dem Bäcker allmonatlich die Rechnung zu bezahlen? Wußte sie denn überhaupt, wie man eine Familie ernährt, sie, die nichts Anderes that, als einen Mann ersehnen! Einen Mann! Haha, welch' schöne Braut!

Indem sie so vom Hundertsten in's Tausendste gerieth und sich von dem eigentlichen Thema ganz entfernte, aber im höchsten Zorn blieb, diente sie dem boshaften Alten zur höchsten Belustigung. Er rief hohnlachend: „O diese Weiber! diese Weiber!"

„Und die Pferde, Onkel Karl? Und die Uhren?" sagte eine gutturale trunkene Stimme, während ein junger Mann die Thür mit dem Fuß aufstieß und auf der Schwelle erschien. Rosa eilte ihm mit lebhaften Geberden entgegen.

„Was giebt's denn, schöne Tante? Wie? Der Zorn entstellt Deine zarten Gesichtszüge, und Dein prachtvoller schwarzer Zopf schwankt auf Deinen Schultern, wie der Federbusch eines Cavalleristen. Wer ist der Barbar, der Dich in diesen Zustand versetzte? Ich weiß es, ich weiß es, sprechen wir von etwas Anderem, schöne Tante, hier, gieb mir die Hand."

Mit einer graziösen Bewegung berührte er seine Handflächen, rieb sie und bot sie dann der schönen Tante gleich Friedenstauben.

Wer in diesem Augenblick das listige Gesicht des alten Spiccorlai beobachtet hätte, würde es in convulsivischen Grimassen gesehen haben. Es war dies seine wunderbare Art, seine höchste Zufriedenheit auszudrücken. Dieser leichtsinnige Neffe, der seiner leichtgläubigen Tante den Hof machte, um sie auszubeuten, war dem Alten höchst erwünscht. Er ließ sie schalten und walten und sich hinter seinem Rücken lustig machen, aber bei sich dachte er: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“ Der Neffe Rosa's war ein Thunichtgut, von untergeordneter Profession; in der That ging er fast immer müßig. Man hatte ihm den Beinamen „der Brünette“ gegeben, und er strebte darnach, Eroberungen zu machen. Er war klein, brünett und schielte; mit kurzem Bart, pomadirtem Haar und von dem unmäßigen Rauchen geschwärzten Zähnen, die weit auseinanderstanden, so daß sie an die Pfeiler einer Galerie erinnerten; er trug eine Cravatte ohne

Kragen, unter dem Flanellhemd geknüpft, einen großen neusilbernen Ring am kleinen Finger, und der Nagel des besagten kleinen Fingers war lang und gebogen, wie eine Kralle. Er war ein unverschämter Großsprecher und declamirte lärmend und albern im Weinhaus; er war galant bis zur äußersten Anstandsgrenze und hatte sich die Sympathieen der vierzigjährigen Schönheit, die sich über seine gewürzten Schmeicheleien und seine Art Galanterieen ungemein freute, erworben. — „Mit Renato kann man wenigstens fröhlich sein,“ sagte Frau Rosa, und der gefällige Renato suchte sie durch alle möglichen Witze zu erheitern: er ließ den Rauch seiner Pfeife durch die Nase ausströmen, stach sich eine Nadel in die Wade und sang dabei mit entsprechenden Gesten: „Cicerinella hatte einen Maulesel!“ Wenn er eine Zeitung in der Tasche hatte, las er ernsthaft auf der vierten Seite die Mittel gegen Corpulenz, indem er sich dabei an Amarillis mit einer spöttischen Miene wandte, die Frau Rosa in rosigste Laune versetzte und sie mehr als je dazu anspornte, ihre Aermel aufzustreifen.

Um die Gunst der Tante zu erlangen, erschien ihm kein Schritt zu gewagt. Einmal wagte er zu bekennen (hinter dem Rücken des alten Spiccorlai), während Amarillis sich am Ofen zu schaffen machte und das Feuer schürte, daß er niemals eine Gattin erwählt habe, weil er stets vor seinen Augen eine solche bildschöne Frau gehabt, daß alle anderen daneben erbleichten. Ich muß hinzufügen, um diese Art lyrische Poesie zu erklären, daß er an jenem Tage eine Rechnung seines Restaurateurs über 35 Francs in der Tasche hatte. Das liebenswürdige mauvais sujet — Tante Rosa gab es zu, daß er ein solches war — war sehr erfahren in der Kunst, rebellische Knöpfe zu befestigen, eine Nadel festzustecken oder auch zu lösen. Das mauvais sujet! Ja, ja, er eilte herbei, um den Shawl um die robusten Schultern der lieben Tante zu hüllen, und benützte die Gelegenheit, um ihr dabei die Arme zu drücken. „Dieser närrische Renato!“ sagte die Matrone jauchzend und schäkernd. — Ihre breite Brust hob und senkte sich wirklich, wie der Blasebalg einer Orgel, oder, wenn es Euch besser gefällt, wie die Wellen des Meeres. —

„Also, theure Tante, was giebt es Neues?“ sagte Renato und mischte sich mit gewohnter Vertraulichkeit in das Gespräch, was sich fast allabendlich mit geringen Variationen wiederholte. Aber heute war ein Ausnahmefall; denn Frau Rosa konnte ihre Galle nicht länger zurückhalten, die sie in Betreff ihrer Nichte verzehrte. Sie sprach mit Nachdruck und verbreitete sich in unendlichen Abschweifungen über die Theuerung der Lebensmittel, über den Geiz des Alten und ihre Stellung als Opferlamm. Sie schrie etwas zu laut für ein Opferlamm, doch Renato heuchelte, daran zu glauben, und wurde so gerührt, daß er ihr still theilnahmvoll die Hand drückte. Der schlaue Greis bemerkte diese Pantomime und dachte, daß der Taugenichts noch Schulden haben müßte, und aus Herzensgrund stieß er einen kleinen schadenfrohen Seufzer der Befriedigung aus.

* * *

Amarillis nahm keinen Antheil an diesen niedrigen Leidenschaften. Sie saß abseits, mit einem Strumpf in der Hand, an dem ihre mageren Finger

langsam weiter arbeiteten, sie war mit ihren Gedanken in einer idealen Welt des Friedens und der Liebe, wo die Jugend fröhlich, das reifere Alter heiter, das Greisenalter heilig ist, — eine phantastische Welt, — davon war sie überzeugt, denn seit vierzig Jahren war sie ihr nur in ihren glühenden Illusionen erschienen, und vergeblich hatte sie sie bisher in der sie umgebenden Welt gesucht. —

Wie auf einem Verbindungsglied zwischen der traurigen Wirklichkeit und ihren glänzenden Träumen, ruhte jetzt ihr Geist bei jenem verlassenen unbekannten Wesen, welches ihr trauriges Leben theilen sollte, sie konnte ihre Gedanken nicht von der armen jungen Waise losreißen und stellte sie sich gut, lieb und gefühlvoll vor. — Sie überdachte von Anfang bis zu Ende die Geschichte ihrer unglücklichen Schwester, als sie, jung und schön, mit dem heißen unbezähmten stolzen Blut der Spiccorlais in den Adern, ihr Geschick mit dem eines armen Verbannten vereinte. —

Amarillis erinnerte sich der heftigen Scenen, die dem Verschwinden der Schwester vorausgingen, und wie dann später Niemand mehr von ihr gesprochen

hatte, als wenn sie nie existirt hätte. Johanna war die vorjüngste, Amarillis im Alter am nächsten, und wenn auch ihre Charaktere zu verschieden waren, um in dem Familienleben, wo Nichts verborgen bleibt, sich innig zu verschmelzen, so hatten sie doch immer in gutem Einvernehmen gelebt, in dieser schrecklichen Familie, wo Haß und Zwietracht zu Hause war, und wo jedes noch so sanfte Lächeln einen ironischen Beigeschmack hatte. Amarillis dachte an die schönen, blitzenden Augen der Schwester, an ihre stolze Stirn, an die sonore, gebieterische Stimme; — sie glaubte sie noch zu hören, als sie allen zornigen Brüdern zum Trotz erklärt hatte, ihrem Geliebten zu folgen, — und sie sah noch lebhaft den halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick, den Johanna ihr zugeworfen, als sie sie flehend zum Gehorsam ermahnen wollte. Jede Einzelheit kam ihr wieder in's Gedächtniß, als wenn sie nach und nach ein Buch durchblätterte.

Ob ihre Tochter ihr glich? — dachte sie — und dieser Gedanke, anstatt sie zu trösten, verdüsterte ihre sanfte Stirn mit dunklen Vorahnungen. Ihr Recht=

lichkeitsgefühl verdammte das Betragen der Schwester, obwohl ihr nachsichtiges Herz sie entschuldigen wollte; und nun bestürmten sie tausend Zweifel über das Schicksal der Waise, der Frucht dieser romantischen Liebe. Man muß sich das trostlose Leben Amarillis' vorstellen, um ihre Befürchtungen über die Zukunft des jungen Mädchens zu begreifen. Man muß wissen, welche Sehnsucht nach dem Guten und Schönen, welche Neigungen, welche Seufzer die ehrbare alte Jungfer in sich verschlossen hatte! Und wie oft hatte das vierzigjährige Aschenbrödel ihr auf den blauen Flügeln der Hoffnung entfliehendes todtes Ideal beweint.

Warum verlacht man immer diese armen Opfer der Civilisation? Die Gattin wird geehrt und ist glücklich, sie ist Herrscherin in ihrer Familie, die Lehrerin und Vormünderin der Kinder, sie dankt den weisen Gesetzen und der ihr wohlwollenden Gesellschaft; doch diese Jungfrauen ohne Kronen, diese Märtyrerinnen ohne Palmen — sind sie nicht weit mehr zu beklagen als die freie Wilde, die ihren eigenen Neigungen und Rechten nach lebt? (O! wenn Ihr wüßtet, wie ich Euch

liebe, Ihr weißhaarigen Mädchen, Ihr Seleen ohne Liebe!)

Amarillis dachte immer weiter — und die Nadeln schlangen Masche um Masche, mechanisch wie die Tage der alten Jungfer. Wann würde der schöne Tag anbrechen? Jener schöne Tag, an dem zwei Arme sich um ihren Hals schlingen würden — und sie eine theure Stimme zum ersten Mal Tante Amarillis rufen hören würde! Sie weinte. Warum sollte sie es verbergen! Eine ungewöhnliche Zärtlichkeit erfaßte sie — ihre darniedergedrückte Phantasie erhitzte sich an hundert jugendlichen Bildern, und das unbekannte Gesicht Editha's lächelte ihr wie das Versprechen einer besseren Zukunft entgegen.

Zwei Schritt von ihr entfernt saßen Renato und Rosa und lachten laut, während der Greis sie abwechselnd betrachtete und sich die verdorrten Hände rieb; dann ließ er sie auf die Tischplatte fallen und brach in ein seltsames Lachen aus.

* * *

— „Hier? . . . Ach, nein, das ist ja unmöglich — unmöglich!" —

Editha war angekommen. Schön, stolz und übermüthig, wie ihre Mutter mit 15 Jahren war; sie faßte ihr Mantelet fest mit den Händen, als wenn sie befürchtete, daß es die schrecklichen Wände berühren könnte, mit glühendem Gesicht und blitzenden Augen stand sie da und bildete wirklich einen scharfen Contrast mit ihrer Umgebung. —

Sie kam hier in diesem Hause um ein Stück Brod bitten, sie, die wie eine Dame gekleidet war!

Rosa war glücklicherweise nicht anwesend; aber der schmutzige, unbewegliche Greis auf seinem Lehnstuhl ließ sie vor Schreck erstarren; und diese Mauern, diese elende Umgebung, diese elende Armseligkeit hatten ihr den ersten unwillkürlichen Ausruf entschlüpfen lassen. „Hier? . . . Niemals, niemals!" „Weiber . . . — fing der Alte an, ohne sie auch nur zu begrüßen, aber seine zitternde Rechte suchte die Editha's, und ein bleiches, in Schwarz gekleidetes Wesen schlang die Arme um ihren Hals und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Das Mädchen wich erschrocken zurück. — „Meine Tochter! meine Tochter!" In ihrer un=

geheuren Aufregung fand die arme Amarillis kaum andere Worte, und die Waise empfand plötzlich ein süßes Gefühl in ihrem Herzen, als wenn zwischen den kahlen Wänden plötzlich der Schatten ihrer Mutter erschienen wäre.

„Wer sind Sie?" fragte sie. Amarillis drückte sie in inniger Umarmung an sich und zog sie mit Gewalt von der Thür — „Editha, Tochter meiner armen Schwester, entfliehe nicht von hier; ich will Dich lieben, ich werde Dich so sehr lieben!" — Diese Küsse, diese sanften Worte und Thränen bewirkten eine Reaction und verwischten den ersten abschreckenden Eindruck. Editha betrachtete Amarillis. Die großen Augen der alten Jungfer strahlten vor Liebe. — Das stolze Mädchen fühlte sich bewegt; sie weinte, und sie mit ihrem Arm umschlingend, rief sie:

„Ich bleibe Ihretwegen!" —

„Sage Deinetwegen!" . . . — rief Amarillis enthusiastisch.

„Ja, Deinetwegen!" — Sie liebten sich. Edle Seelen haben ein ausgezeichnet feines Tactgefühl, sie verstehen sich sofort und inmitten des gemeinen Volkes,

es sind aristokratische Wesen, die das grobe Gewand nicht verbergen kann. —

Amarillis führte die Nichte in die dunkle Kammer, welche Beide beherbergen sollte; sie hatte sie mit weißen Vorhängen und einigen Blumen mühsam herausgeputzt, dennoch machte sie noch immer den Eindruck eines Gefängnisses.

„Hier?“ fragte Editha nochmals und sah sich mit Verwunderung und Abscheu um.

„O, meine arme Tochter, ich kann Dir nichts Anderes bieten!“ Es lag so viel Gefühl, so viel Schmerz und Beschämung in der Stimme Amarillis’, daß Editha jetzt ihrerseits auch erröthete. Sie löste mit einem Seufzer den Haken des Mantelets und setzte sich auf ihren Koffer, mit dem Kopf zwischen den Händen. Sanft und still setzte sich Amarillis neben sie. Sie waren Beide in Trauer — und in dieser dunklen Kammer, auf dem dunklen Hintergrund der Wände, in dem Halbdunkel, welches das enge Fenster verbreitete, schwarze Schatten auf den Ziegelfußboden werfend, hoben sich ihre Gesichter weiß und durchsichtig, wie zwei Engel, in der Finsterniß ab. Diese beiden

Frauen, die eine so jung und schön, die andere vor der Zeit und vom Schmerz verwelkt, ähnelten sich im Gemüth. Ihre Stirn war nicht gleich durchsichtig und glatt, aber die Züge waren gleich rein und edel, und der gütige Zug um den Mund, welcher sich bei Editha in einem Grübchen in den Wangen kennzeichnete, bildete bei Amarillis eine leichte Falte... Der magere Arm der alten Jungfer umschloß die biegsame Taille des jungen Mädchens; ihre Herzen schlugen vereint in Kummer und Verzagtheit. Sie sprachen nicht, und doch verstanden sie sich vollständig. Mitten in diesem traurigen Schweigen hörte man das monotone, fast schreckhaft klingende Schnarchen des Greises, dann und wann von seinen seltsamen Ausrufen unterbrochen. Amarillis erhob sich und schloß die Thür des Kämmerchens.

So waren sie endlich allein; wer weiß, wann Rosa wiederkehrte! Amarillis hatte nicht den Muth, von ihr zu sprechen, sie wollte ihrer armen jungen Freundin nicht schon im Voraus Angst machen. Sie setzte sich wieder auf den Koffer, nahm ihre Hände mit anmuthiger Innigkeit und sagte:

„Erzähle mir Etwas von Deinem Leben, Deiner Mutter, von Allem; ich sehne mich so darnach, mit Dir zu weinen!"

Auch die Waise fühlte das Bedürfniß, zu weinen, und sie weinte und sprach von ihrem kurzen Glück, eine Zukunft voller Leid und Weh vorausahnend. Ein wüthendes Läuten ließ Beide zusammenfahren. Amarillis erbleichte.

„Es ist die Frau meines Bruders. Habe Muth und Geduld!"

* * *

Ja, die fünfzehn Lebensjahre Editha's waren glücklich gewesen. Sie wußte Nichts von der Geschichte ihrer Mutter, sie war in Liebe und Glück geboren; ihre Wiege war zwar nicht mit Gold und Edelsteinen umgeben, aber mit Blumen, Gesang und Fröhlichkeit. Vergy, ihr Vater, war ein französischer Edelmann, ein Feuerkopf, nur wenig republikanisch — Poet, Journalist und Verschwörer —, sehr unglücklich in allen seinen Unternehmungen, immer geneigt, die Welt in dem Lichte seiner Illusionen zu sehen, und er hatte immer rosige Illusionen, wie die Morgenröthe.

Sein Einfluß — gut, liebenswürdig und gebildet, wie er war, — milderte etwas die Eigenthümlichkeiten des Spiccorlai'schen Blutes, so daß seine Gattin an seiner Seite ein bescheidenes, aber ruhiges Dasein führte. Editha war auf den Knieen des Vaters mit der harmonischen Musik schöner Lieder und Kriegsgesänge eingewiegt worden, während ihre Mutter in der Fensternische stickte, die ganz mit Blumen umgeben war, und die Canarienvögel zwitscherten in ihrem vergoldeten Käfig, und die Sonne beleuchtete heiter diese freundliche kleine Familie. Küsse und Liebkosungen hatten sie für den fehlenden Reichthum entschädigt.

In den Memoiren Victor Hugo's, die von seinem Sohn geschrieben wurden, liest man, daß während er sich in großer Dürftigkeit befand, er von der lebhaften Begierde erfaßt wurde, einen theuren Kunstgegenstand, eine ciselirte Bronzeschale, die er alle Tage bei einem Antiquar ausgestellt sah, zu kaufen. Er war fast ohne Lebensmittel und steckte tief in Schulden, als er den Preis für eines seiner Werke erhielt. Der Autor der „Misérables“ hatte vielleicht Hunger,

die Gläubiger bedrängten ihn, er litt Mangel an Allem, und dennoch gab er das Geld für die Schüssel aus. Diese Anekdote macht dem Mann und Familienvater nicht viel Ehre, aber die Dichter können ihn verstehen, denn, ob groß oder klein, so gleichen sie sich doch Alle in dieser Verachtung des Geldes und der Sparsamkeit.

Vergy umgab seine Gattin und seine Tochter mit allen jenen schönen Sachen, die für ihn das nöthigste Bedürfniß waren; vielleicht war ihnen auch manchmal das Brot knapp, . . . die Poesie jedoch niemals. Die Wesen, welche er liebte, mußten sich immer in reiner Atmosphäre des Lichts und der Illusionen bewegen; er verabscheute das Elend, aber noch mehr als dieses den Schein davon. Um jeden Preis mußte seine Gattin ein seidenes Kleid haben und seine Tochter eine Puppe, welche allein laufen konnte. Er wollte nicht an die Schulden, nicht an die Zukunft denken, er wollte nur leben. Dieser Egoismus, grausam in seiner bemitleidenswerthen Form, ist gewissen schwachen und guten Naturen eigen, welche den Kampf mit dem Materialismus des Lebens

fliehen, das Bedürfniß empfinden, glücklich zu sein, um in den heiteren Regionen ihrer Träume zu schweben.

Auf diese Weise verlebte Editha ihre Kindheit, und eine aufblühende Jugend versprach den liebenden Eltern neue Freuden und Befriedigung ihres Stolzes. Der unverstandene Dichter vergaß seine langen Kämpfe und schmerzhaften Enttäuschungen; er saß verzückt neben seiner Tochter und suchte in ihren schönen Augen neue Inspirationen. Indessen verging die glückliche Zeit.

Eines Tages war großer Jammer in dem reizenden Gemach mit den von Veilchenguirlanden umrahmten Fenstern — die Canarienvögel wagten nicht zu singen, und die heiter schöne Sonne beleuchtete eine sehr traurige Scene. Vergy war lächelnd inmitten seiner ewigen Illusionen verschieden!

Von diesem Tage an verschwand jede Freude aus dem Hause. Die Wittwe glaubte stark zu sein und hoffte, sich beherrschen zu können; sie kämpfte mit sich selbst, drückte die einzige Tochter an ihre Brust und schwor sich, für sie leben zu wollen, — aber fünf Monate darauf

trug man sie, vom Gram getödtet, hinaus.

Das war Editha's Leben, ein Leben, in dem das Gefühl vorherrschte, immer mit edlen Gedanken, das Leben eines Dichters und Liebenden zwischen Blumen und dem Himmel.

Man bedenke den entsetzlichen Contrast zu dem Hause Spiccorlai, wo niemals die Sonne schien, wo niemals ein Kuß erschallte, wo Alles schmutzig, ärmlich und düster war. Editha wurde davon so bedrückt, daß sie erkrankte. Sie bekam das Fieber. Man nahm keinen Arzt, denn bei den Spiccorlais rief man ihn kaum in Todesgefahr mit dem Priester zusammen; manchmal behalf man sich auch dann noch ohne dieselben; aber Amarillis pflegte sie, und dank ihrer Sorgfalt genas das junge Mädchen.

„Ich möchte wohl sagen . . . Einbildung — Einbildung!" murmelte Rosa.

* * *

Gegen seine sonstige Gewohnheit hatte der Greis versucht, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Kaum hatte Editha das Bett verlassen, redete er sie in folgender

Weise, ohne Umschweife, an: „Der Rath, welchen ich Dir geben kann, ist der: sei gesund! Verstehst Du mich? Hier sind Alle gesund; meine Frau ist närrisch, aber gesund, und ich verstehe mich darauf! Uebrigens sind alle Frauen gleich: Frauen, Pferde, Uhren . . ." Und damit schloß er.

Editha kam sich wie von der Liste der Lebenden gestrichen vor. Sie war immer in die süßen Erinnerungen der Vergangenheit vertieft, ihre theuren Verstorbenen beweinend; sie verbrachte die Stunden und Tage träumerisch. Ihr Körper war wohl in Mailand, nur zu fühlbar war er in dem unsauberen Hause Porta Garibaldi! Aber Alles, was Geistiges an ihr war, flog noch nach dem kleinen Stübchen in Brüssel mit seinen Veilchen und Vögeln, den heiteren Sonnenstrahlen, den Liedern und der Heiterkeit.

Nur am Abend ließ sie ihrem Schmerze freien Lauf, wenn sie mit Amarillis auf ihrem Zimmer eingeschlossen saß; auch Jene war eine arme Verbannte, eine ihrer Mission der Liebe und des Lichtes beraubte Seele, ein für den Himmel erschaffener Stern, der in den Schmutz herabge-

fallen war. Sie vertrauten sich in langen vertraulichen Gesprächen alle Geheimnisse an, sie vereinten sich, und das Band einer innigen Zuneigung schlang sich immer fester um die beiden Herzen. Wenn Amarillis nicht gewesen, wäre die Waise nicht einen Augenblick in jenem Hause geblieben. Die Bedrückungen Rosa's wurden immer schlimmer, weit heftiger, als sie je mit der alten Jungfer verfahren war, denn die alte vierzigjährige Schönheit war eifersüchtig auf Editha, weil sie jung und schön war; und während sich die alte Jungfer demüthig gebeugt hatte, bäumte sich das stolze Mädchen von der Höhe ihrer Ueberlegenheit gegen diese Tyrannei auf.

Es waren stumme, entsetzliche Kämpfe, in denen Editha's Stolz die unverschämte Unwissenheit der pöbelhaften Frau geißelte und doch oftmals von dieser besiegt wurde.

„O, Amarillis, wie kann man es hier aushalten?“ rief sie oft.

Und Amarillis antwortete friedfertig: „Ich lebe hier schon zwanzig Jahre!“

Ein anderer Grund zur Unzufriedenheit für Editha und des Hasses für Rosa

war Renato, der seiner jungen Cousine anfing, auf das Lebhafteste den Hof zu machen. Gleich bei der ersten Begegnung hatte er die Augen weit aufgerissen, sich resolut vor sie hingestellt, sich auf den Hüften wiegend und seinen Schnurrbart drehend, bis er sich von seinem Erstaunen erholt hatte: „Sapperlot, eine kleine Fregatte!“ und „Hier meine Hand, Cousinchen!“

Aber da Editha zurückwich und sich in die entlegenste Ecke des Zimmers zurückzog, in der Hoffuung, daß sich vielleicht eine Wand vor ihr öffnen und sie verschwinden lassen würde, glaubte der Galante, seine Liebeserklärung vervollständigen zu müssen, und gab eine kleine Erklärung seiner räthselhaften Worte. „Achten Sie nicht darauf, Cousine! Ich reibe mir nur die Hände, weil sie so trocken sind, ich habe immer trockene Hände. Aber lassen Sie sich doch anschauen; meiner Treu! Sie gefallen mir!“ Er küßte sich die Fingerspitzen mit entsprechender Mimik. „Sie gefallen mir, sacredieu! Ich kann Französisch, was?“

„Gehen wir,“ hatte Rosa gerufen und machte ihm wüthende Augen; und

Renato begriff, daß er mit Klugheit manöveriren mußte, um nicht die hundert Vipern der Eifersucht wachzurufen.

Die Folgen dieses strategischen Entschlusses gaben sich am folgenden Tage zu erkennen, in tausend erfinderischen Manövern: Als sie zusammen um den Tisch saßen, fühlte Editha plötzlich einen großen Schuh auf ihren Stiefelchen, oder eine kleine Papierkugel durchflog den Raum und fiel auf ihren Schooß. Renato hatte sogar die unglaubliche Kühnheit, ihr hinter dem Rücken mit einer Cigarrenhülse die Wange zu streicheln.

Die Entrüstung des jungen Mädchens war so tief, so schmerzlich über diese Beleidigung, ihr Stolz war so tief gekränkt, daß sie nicht schreien, noch ein Wort hervorbringen konnte, sondern sich in Amarillis' Arme warf und von einer krampfhaften Convulsion befallen wurde.

Amarillis, welche den Spott und die Verachtung Renato's erlitten hatte, sah, daß es noch etwas Schlimmeres gab — seine „Liebe"!

*　*　*

Mit dem alten Spiccorlai darüber

zu reden, wäre ganz vergeblich gewesen, wenn er sie auch verstanden hätte; aber die reifen Mädchen sind oft naiver und unerfahrener, als die von fünfzehn Jahren, — und die gute Amarillis, die immer in den Wolken schwebte, hatte keine Lebensanschauung, sie hatte die thörichte Idee, ihren Bruder um Beistand zu bitten.

Von ihrer Mission begeistert, erzählte sie mit Wärme die Versuche Renato's, Editha's Widerwillen und die Unmöglichkeit, in dieser Weise so fortzuleben, denn der unternehmende junge Mann schien durchaus nicht eingeschüchtert, vielmehr hatte er es an diesem Morgen so weit getrieben, ein Billet in den Korb des jungen Mädchens zu werfen, ein Billet, welches Editha mit der Feuerzange ergriffen und in's Feuer geschleudert hatte. Der Greis lachte sehr, so sehr, daß Amarillis darüber ganz bestürzt wurde. Dieser breite, zahnlose Mund schien wie ein geöffneter Höllenrachen zu allen Hexereien geeignet; ein einziger langer gelber Zahn wackelte noch oben, wie ein gehängtes' Gespenst. Tausend Falten gruben sich in dem listigen Gesichte ein, sie kreuzten sich wie die Pfade in einem

Labyrinth, über der Hakennase schleuderten die düsteren boshaften Augen Blitze; mit einer Hand kratzte er sich am Ohre, mit der anderen trommelte er auf dem Schachbrett und lachte unaufhörlich!

Amarillis suchte ihn zu rühren, indem sie ihm von Editha's Vergangenheit, ihrem friedlichen Leben, ihren vornehmen Gewohnheiten erzählte, sie machte einen mitleidigen Vergleich mit der Gegenwart; sie sagte, Editha sei so zart und schwach, und sie hege traurige Befürchtungen für die Zukunft; sie wolle gern noch weit größere Opfer bringen, wenn nur Editha weniger zu leiden hätte. Sie wurde beredt, weich und großherzig. Aber der Alte fuhr fort zu lachen.

In seiner allgemeinen Verachtung der Frauen schienen ihm diese kleinen Leiden empfindsamer Nerven wie künstlich heraufbeschworenes Summen: „Frauen, Uhren und Pferde." Er hatte die letzteren Beiden nie besessen, aber zu seinem Unglück leider eine Frau — er lebte nur noch in dem Haß gegen diese. Es war ihm ein tröstlicher Gedanke: Rosa verdiente diesen Haß. Gott weiß, was sie den armen Gatten Alles herunterschlucken ließ!

Aber anstatt sich wie die Meisten gleich zu rächen, bereitete er langsam, nach und nach eine posthume Rache vor und genoß das Glück, tagtäglich sein Steinchen an das Bauwerk zu fügen. Die in ihren Seidenkleidern strotzende Rosa ging, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüber, aber er sah sie um so genauer an und genoß vielleicht schon im Voraus das Vergnügen, was sein nach dem Tode umherirrender Schatten bei ihrer lebhaften Enttäuschung empfinden würde.

Die Liebe Renato's für Editha erschien ihm wie eine Strafe des Himmels für seine Gattin; er empfand darüber eine närrische Freude. Keine Macht der Erde hätte ihn davon zurückzuhalten vermocht, sein Glück in seiner ganzen Ausdehnung zu genießen. Er erzählte es daher sofort hohnlachend und frohlockend der Rosa — und ach, welch' unbändiger Zorn, welche Grimassen verzerrten das schöne Gesicht der vierzigjährigen Venus. Karl Spiccorlai fühlte sich dadurch so verjüngt, daß er förmlich sicher und gesund seine Beine bewegen konnte. Er richtete sich auf und sagte: „Rosa, überwache die Kinder" —

Die wüthende Rosa stürzte in das Zimmer Editha's und überschüttete sie mit absurden, niedrigen Beschimpfungen.

Das bleiche, zitternde Mädchen hörte sie mit hocherhobenem Haupte an. Sie lehnte an dem Bettpfosten und hielt sich so krampfhaft daran fest, daß die Eindrücke ihrer Nägel daran zurückblieben.

Amarillis wohnte beängstigt dieser Scene bei; sie begriff sogleich, daß Alles nun zu Ende sei, daß Editha nicht einen Tag länger dableiben würde!

In der That packte das junge Mädchen mit fieberischer Eile stumm ihre wenigen Sachen zusammen; wehe, wenn sie gesprochen hätte! das heiße Blut der Spiccorlai schoß ihr in die Augen. Zwei große Thränen fielen langsam auf die Wangen der alten Jungfer. Ihr Sonnenstrahl verlosch; ihre Hoffnung auf Liebe, ihr letzter Traum war vernichtet! Editha umarmte sie zärtlich; sie bat sie, sich ihretwegen nicht zu grämen, sie habe schon einen Plan; sie versprach, ihr Nachricht zu geben, sie immer lieb zu behalten und vielleicht . . . . . Sie flüsterte ein süßes Versprechen; auf den Lippen der alten Jungfer erschien ein Lächeln, aber

bald besiegten es die Thränen wieder; während Editha eilends die fürchterliche Treppe hinab entfloh, blieb Amarillis ohnmächtig an der Mauer angelehnt, gerade wie an jenem Tage, wo ihr die so schnell entflohene Vision erschienen war. Sie dachte daran, daß Editha jung sei und ihr die Zukunft leicht Ersatz bieten würde, daß sie dagegen ganz allein zurückbliebe, und jetzt wie damals beleuchtete der ersterbende Glanz der Abendröthe die Märtyrerstirn der armen Dulderin.

Zweiter Theil.
An den Ufern der Sonna.

O monti, o fiumi, o prati,
O amori integri e sani;
O afetti esercitati
Tra una schiatta d'umani;
Alta, gentile e pura,
O natura! O natura!

G. Carducci.

Es giebt immer ein Fleckchen Erde, das wir allem Anderen vorziehen, ein Dorf, einen Hügel oder ein Thal; manchmal einen steilen Felsen oder einen nebligen Sumpf, den wir den lachendsten Gärten vorziehen. Es ist gewöhnlich der Ort, den wir im rosigsten Glanze unserer Jugendblüthe gesehen haben — es ist der Ort, wo unser Herz die Fesseln der Kindheit abwarf und wir zum ersten Mal die Liebe kennen lernten mit ihrer süßen Zaubermacht.

Dieser süße und feierliche Augenblick, wo die Knospe zur Rose wird, dieser stolze

Morgen des Lebens, in welchem unserer Phantasie Alles in goldigem Schimmer erscheint, spiegelt und fixirt sich auch auf der uns umgebenden Welt, so daß, wenn wir nach vielen Jahren alt und enttäuscht zurückkehren, wir plötzlich wie durch Zaubermacht an jedem Baum, an jedem Stein die Erinnerung sehen, und wenn wir die Pfade unserer Jugend wieder betreten, ist es uns, als ob wir ein lange vergessenes Buch wieder durchblätterten.

Ich suche diesen stillen Winkel, wenn ich im Eilzug die lombardische Ebene durchfliege; ich sehe die ersten Wellenlinien der bergamasker Berge, und zwischen den verborgenen grünen Ufern sehe ich wie einen Spiegel die Adda hindurchblicken.

Ich suche ihn sehnsüchtig, wenn ich die Brianza, Lecco, die lebhaften Stationen und Villeggiaturen der eleganten Mailänder Gesellschaft verlasse. Der Zug hält, und ich schreite allein auf einsamen Pfaden weiter, immer im Grünen, am Berg entlang wandelnd.

Eine ruhige, erhabene Glückseligkeit herrscht an diesen einsamen, wenig besuchten Orten. Dort sprießt aus jedem Felsenritz ein Baum, und die hohen Granitmauern

sind von malerischem Epheu umrankt, der sich in graziösen Windungen hinabschlängelt. Die Sonne spielt gleichsam hinter den dichten Bergkuppen, zwischen den Tannenwäldchen, entlang den engen Gäßchen, welche die Weingärten und Maisfelder begrenzen, Versteck; es ist nicht die unverschämte Sonne der offenen Landstraßen; in diesen engen Gäßchen ist Alles in Schatten und Geheimniß gehüllt; die feurigsten Strahlen werden gemildert, wenn sie durch das dichte Laubdach scheinen und auf dem frischen zarten Grase glänzen.

Das ununterbrochene Geräusch einer armseligen Mühle, der Tritt eines Esels, der Gesang eines Kindes unterbrechen dann und wann die feierliche Stille, und das Echo, welches durch diese kurzen Geräusche nicht erweckt wird, bewahrt dem Ort seine charakteristische Ruhe, die Heiterkeit und den Frieden. Ein Dichter möchte dorthin gehen, um ihn zu besingen, und ein Philosoph, um dort zu leben.

Jenseits der Adda ist dort ein Dorf, dessen Name den einst diese Felsen bewohnenden Ziegen entlehnt zu sein scheint.

Jetzt sieht man hier keine Ziegen mehr, doch der Name ist geblieben, und das Dorf erstreckt sich in ziemlicher Länge, jedoch schmal wie eine zum Trocknen aufgehangene Leinwand, von grauen, uralten Hütten umgeben, zwischen denen ein halbes Dutzend kleiner moderner Häuschen stehen; und trotz dieser Zusammenstellung bleibt doch der erste Eindruck vorherrschend, welcher noch erhöht wird von der Stille und Einsamkeit, die ringsum in der Umgebung herrscht.

Vorspringende, kleine schwarze hölzerne Balcons, die das Gestein überragen, wie ein antiker Thurm, geben ihnen ein mittelalterliches Gepräge. Jedoch erscheint keine Schloßfrau auf diesen Balconen, höchstens eine grinsende Alte breitet ihr Leinen in der Sonne aus, oder eine ländliche Jungfrau begießt mit ihren abgearbeiteten, schwieligen Händen den geliebten Nelkenstock.

Außerhalb des Dorfes erstreckt sich ein schöner lachender Weg den Berg hinan, er führt über Schluchten und kleine Thäler und verliert sich scheinbar zwischen den Brombeersträuchern und Weißdorngebüschen — (und wenn Ihr,

liebe Leser, Euch an einem heiteren Maienabend bei Mondschein auf diesem Wege befändet, wenn eine liebe Hand die Eure drückte und ringsum von den Bergen und Wäldern, vom Himmel und den Wiesen Euch die berauschenden Düfte entgegenströmten — der Jugend und Liebe, o glückliches Herz, was könntest Du noch mehr wünschen?)

Parallel mit diesem Dorfe fließen in der tiefen grünen Schlucht zwei kleine Bergströme, die in dem Thal von Imagna entspringen und die Zwillingsnamen Sonno und Sonna führen; sie fließen in nächster Nähe nebeneinander bis jenseits des Dorfes nach Cisano, wo sie sich unter dem Bogen einer Brücke vereinen und von da ab unter einem Namen zusammenfließen. Der Ursprung des Flusses ist poetisch, und hochpoetisch das kleine Thal der Sonna, obwohl nie der Fuß eines Engländers diese bescheidenen Pfade betreten hat, kein Reisehandbuch davon spricht, kein berühmter Schriftsteller seine Wunder seinen hunderttausend Lesern erzählt hat. Hochpoetisch, aber bescheiden, ohne hinreißende Effecte, ohne Wasserfälle, ohne tiefe Abgründe und weite

Fernsichten. Sein Hauptreiz ist die Einsamkeit und tiefe Ruhe; es scheint am Ende der Welt zu sein.

Auf den beiden Bergspitzen sieht man gottlob keine herrschaftliche Villa mit roth und weiß angestrichenen Mauern und französischen Gartenanlagen, auch hat niemals der Schatten eines Kammerdieners mit seidenen Strümpfen und Lackschuhen das klare Wasser des Bergstromes verdunkelt.

An manchen Stellen und plötzlichen Biegungen ist das Thal so eng, daß die sich gegenüberliegenden Hügel zusammenzustoßen und sich zu verschmelzen scheinen mit ihren Häuptern, von Erdbeeren und Veilchen gekrönt, wie zwei Liebende.

Die Vegetation ist sehr üppig und höchst verschieden; auf einer Handbreite Erde findet man ein wildes Myrtensträuchlein, eine Malvenpflanze, ein Grasbüschel, ein Paar Kleebüsche und einen Sauerklee und außerdem noch andere Kräuter und hohe Sträucher, wie die Phalangen eines Fingers, dunkelgrüne, hellgrüne, weißliche, rosige, leuchtende, dunkle, haarige, durchsichtige, gezackte, runde, spitze; und wenn man näher hin-

sieht, entdeckt man immer neue Arten, mit tausend seltsamen lieblichen Formen, ohne Namen und Zweck, ohne jede andere Mission, als die, schön zu sein und einen Tag das heitere Thal im Sonnenschein mit ihren Wohlgerüchen zu erfüllen. Ueber dieser kleinen Welt, die zwischen dem Gestein lebt, erhebt sich die große Welt der Kastanien, Pappeln, Tannen und die zahlreiche Familie der Eichen. Sie erheben sich, ihre breiten Aeste nach allen Richtungen capriciös ausstreckend, mit Epheu bekleidet, mit von Moos bedeckten Wurzeln; von dem Eindringen des Flusses förmlich unterminirt, verkrümmt und ausgehöhlt, sowie vom Winde geschüttelt, stehen sie da, wie verzogene Sultaninnen in einem verödeten Harem. Sie stehen vereinzelt und in Gruppen und werden ringsum von wilden Pflaumenbäumen, ihren schüchternen Anbetern, umgeben. Dieses dichte, schattige Grün bildet einen riesigen Mantel auf den Abhängen der Berge, aber wie so viele Hüllen, ist auch dieser an manchen Stellen zerrissen und zeigt hier und da das nackte Gestein von eintönigem Grau, streckenweise wie die Seiten eines Buches

— und erweckt die Lust, es zu durchblättern und zu lesen — diese Epopöe der Jahrhunderte.

* * *

Editha hatte in der glücklichen Zeit ihres Lebens zu Brüssel zwei liebe Bekannte gehabt — Vater und Tochter. Der Vater war reich, unabhängig und, alleinstehend in der Welt, ohne Ehrgeiz und ohne Wünsche, lebte er nur für sein einziges Kind; sie war weder schön noch distinguirt, keine Spur von Intelligenz noch Grazie, und doch für ihn der Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit! Sie waren Italiener und reisten zum Vergnügen.

Seit zwanzig Jahren, denn so alt war die Tochter, hatte sich der Vater keinen Augenblick von ihr getrennt. Seine Freunde und Verbindungen, seine Zukunftspläne, seine Gewohnheiten und Neigungen, Alles hatte er um ihretwillen aufgegeben. Seine blinde, eifersüchtige Liebe, passiv wie die eines treuen Hundes, ergötzte sich daran, sie zu betrachten, alle ihre Launen zu ertragen und alle ihre Wünsche zu erfüllen.

Sie war unwissend und faul im höchsten Grade; Launen hatte sie nicht viele, oder sie waren so kindlich und mäßig, daß ihr Vater nie müde wurde, ihre Güte und Sanftmuth zu loben. Ihre Freude bestand in schönen Kleidern, Leckereien, recht lange zu schlafen, Nichts zu thun — aber wirklich gar Nichts. Geistige Zerstreuungen, Unterricht, Bücher, Musik, Poesie, das waren für sie todte Buchstaben; und ihr Vater, der doch durchaus nicht ungebildet war und seine Jugend ganz anders zugebracht hatte, als nur mit dem Naschen von Süßigkeiten, hatte nur Augen für seine liebe Tochter und versank in denselben Materialismus, um sich mit ihr auf demselben Niveau zu befinden. Ein lächerliches Extrem eines erhabenen Gefühls!

Man wird begreifen, daß die Freundschaft mit Editha nicht sehr intim sein konnte. Die Tochter des französischen Grafen, des Dichters und Emigranten, schwebte in einer höheren Region, in erhabenen Träumen und geistigen Genüssen; sie war wahrlich weit entfernt von jener Anderen, die in der Prosa des Lebens aufging; doch wie es in der

Welt vorkommt, sie grüßten sich aus Artigkeit, und eines Abends, als sie im Café zusammentrafen, um ein Gefrorenes zu genießen, hatten sie den süßen Namen „Freundin" ausgetauscht.

Das reiche häßliche Geschöpf bewunderte die angeborene Eleganz des armen Mädchens, doch war sie unfähig, ihr nachzuahmen; sie beneidete sie ein wenig und quälte ihre Schneiderin, damit sie ihr ein Kleid machte, welches sie ebenso schön erscheinen ließe und ebenso distinguirt. Die Sucht, Editha nachzuahmen, ihr das Geheimniß ihrer Anmuth zu rauben, führte sie oft in die bescheidene Wohnung des Dichters, und wenn auch aus dieser Intimität keine innige Sympathie zwischen den beiden Familien entstand, so bildete sich doch unwillkürlich ein Band der Gewohnheit, eine stumme Achtung, kurz Etwas, was diese vertrat.

Während der Krankheit Vergy's bezeigte Herr Bruno eine warme Theilnahme, und nachher, als Editha als Waise zurückblieb, schlug er ihr vor, da er im Begriff stand, in's Vaterland zurückzukehren, zu ihm als Gesellschafterin und Lehrerin seiner Tochter zu kommen. Doch

Editha hatte damals andere Hoffnungen; da sie ihre Verwandten in Mailand nicht kannte, so erschien ihr dort das Leben angenehmer, da sie überzeugt war, daß sie sie gut aufnehmen und lieben würden und Elternstelle an ihr vertreten. Als diese Illusion geschwunden war und sie sich verlassener und einsamer als zuvor fand, dachte Editha, daß, da ihr Schicksal sie nun einmal dazu verdammte, das harte Brot fremder Leute zu essen, es doch noch besser wäre, es sich durch eigene Arbeit zu erwerben und damit das Recht, unabhängig zu sein. Nachdem sie diesen plötzlichen Entschluß gefaßt, verließ sie auch, da ihr Charakter leidenschaftlich war und ihr unbezähmter Stolz sich mächtig in ihr aufbäumte, ohne einen Moment zu zögern, das Haus der Spiccorlai und eilte an ihren neuen Bestimmungsort, wo Herr Bruno und dessen Tochter lebte.

Die neueste Laune der Letzteren war die, auf dem Lande zu wohnen, und nachdem sie fast alle Hauptstädte Europas durcheilt, hatten sie sich in jenes einsame Dorf der Provinz Bergamo, welches ich schon beschrieben habe, zurückgezogen. Editha kam dort an einem Abend Ende

Februar an. Bruno las, am Kamin sitzend, und erhob jeden Augenblick unruhig den Blick auf seine Tochter, die aufrecht, mit dem Rücken gegen die Gluth gelehnt, dastand und sich hin und her wiegte. Sie war noch häßlicher geworden, ungeheuer mager, mit zwei tiefen Furchen hinter den Ohren, und diese selbst sahen so lang und durchsichtig wie herabhängende Stückchen eines alten Pergaments aus. Die krystallhellen glanzlosen Augen bewegten sich langsam in den Höhlen mit einem gewissen stupiden Ausdruck von Gutmüthigkeit. Der halboffene Mund mit herabhängenden Lippen ließ eine Reihe grünlicher Zähne frei, die durch das Uebermaß von Süßigkeiten verdorben waren. Sie hatte etwas gebogene Schultern, schmale Brust und Hüften, dagegen einen dicken Leib, lange Füße, lange Arme und lange magere Hände mit ganz kurzen Nägeln, da sie die Angewohnheit hatte, sie abzunagen. Sie kleidete sich sehr reich, mit Schlepprock und überladenen Garnituren; aber zwei Knöpfe an der Taille waren abgerissen, und ihre rosa Cravatte hatte Fettflecken; sie trug drei oder vier goldene Arm-

bänder, die jedoch nicht mehr glänzten, denn ihre Nachlässigkeit hatte sie so unscheinbar und schmutzig werden lassen, daß sie wie Messing erschienen. Vater und Tochter sprachen nicht, doch der Vater betrachtete sie aufmerksam, und die Zeitung entfiel nach und nach seinen Händen, da er von einem schmerzlichen Gedanken gequält wurde, der seine Finger krampfhaft zusammenzog.

* * *

Als Editha erschien, so bleich und düster in dem glänzenden Lichtkreis der Lampe, mit ihrem Reiseplaid am Arm, den anderen herabhängend, um den Rocksaum zu heben, erhob sich das junge Mädchen vom Kamin, und voll Staunen ihr zulächelnd, flüsterte sie: „Ach!“ während ein Nagel sie am Kleid festhielt und ein Loch hineinriß.

Bruno zeigte sich außerordentlich erfreut über diesen Besuch. Er drückte Editha's Hände mit Herzlichkeit und hieß sie Platz nehmen, es sich bequem machen; er bestürmte sie mit Fragen, aber hielt bestürzt an, als er ein kurzes, heiseres Aufhusten hörte, und blickte ängstlich auf seine Tochter: „Du hast gehustet, Rahel?“

„Ich? nein, ich habe nicht gehustet, es ist mir nur eine Caramelle in die unrechte Kehle gekommen."

Bruno unterdrückte einen Seufzer. „Sie ist etwas erkältet," sagte er, sich an Editha wendend, „sie will sich nicht in Acht nehmen, das gute Kind! Jetzt nimmt sie Salmiakpastillen. Hast Du auch noch welche, Rahel?"

„Jawohl, aber sie schmecken mir nicht; ich ziehe die Limonencaramellen vor, und noch lieber habe ich die afrikanischen mit Crème gefüllten!"

Bruno lächelte. Er war überzeugt davon, daß seine Tochter sehr viel Geist besäße, und sie nur eine unbezwingliche Schüchternheit hinderte, denselben zu zeigen.

Editha war nicht gezwungen, eine passende Phrase vorzubringen, um einen Grund für ihren plötzlichen Besuch zu finden, noch brauchte sie sich zu demüthigen und sagen: „Ich bin hier, weil ich keinen Ort habe, wohin ich gehen sollte."

Bruno begegnete ihr mit einer so liebenswürdigen Zuvorkommenheit, daß die Waise ganz gerührt darüber war. Auch vereinte Rahel ihre Bitten mit

denen des Vaters, während sie beobachtete, wie Editha das Haar in so geschmackvoller Art auf dem äußersten Nacken vereinte, und sich heimlich vornahm, sich diese so gut kleidende Frisur zeigen zu lassen.

„Weißt Du," sagte die junge Lehrerin mit freundlichem Ernst, „wir wollen Deine englischen Stunden wieder aufnehmen. Ja, wir wollen fleißig sein!"

„Um Himmels willen!" rief diese entsetzt. „Auf diesen Vorschlag gehe ich nicht ein!"

„Nicht? Dann werde ich Dir drei neue Stiche, die ich von meiner Tante Amarillis gelernt habe, zeigen!"

„Ebensowenig — das fehlte noch — das Studiren macht mir Kopfschmerzen, und die Arbeit verursacht mir Schmerzen in den Armen. Wir wollen spazieren gehen, Liebste, und Abends kannst Du mir ‚Die Rückkehr Roccambol's' vorlesen, es ist sehr interessant!"

Bruno beeilte sich hinzuzufügen: „Wirklich, Rahel ist ein ausgezeichnetes Mädchen, aber sie ist gewohnt, alle Kindereien, die ihr durch den Kopf gehen, vorzubringen ... und dann ...."

Die Stirn des armen Vaters umwölkte

sich. Immer derselbe Gedanke, einer der tief-schmerzlichen Gedanken zeigte sich auf seinem Gesichte; er preßte die Lippen zusammen, ohne zu sprechen, und strich sich mechanisch den Bart.

Editha war etwas verlegen.

Glücklicherweise rief ihre Gefährtin, die sich mit übergeschlagenen Beinen hingesetzt und schon einige Mal gegähnt und an den Nägeln gekaut hatte, plötzlich: „Ich bin schläfrig. Gehen wir zu Bett!"

Dieser Vorschlag wurde mit Freuden angenommen. Rahel zog sich sofort in ihr Zimmer zurück, aber da Editha's Zimmer noch nicht vorbereitet war, forderte Bruno sie auf, noch einen Augenblick am Kamin zu warten. Kaum waren sie allein, so erfaßte er lebhaft Editha's Hand und fragte sie angstvoll:

„Wie haben Sie sie gefunden?" und da Editha, so plötzlich befragt, nicht sogleich antwortete, fiel er voller Besorgniß auf einen Sessel und rief:

„Schlecht, schlecht, ich weiß es!"

„O, glauben Sie mir, es scheint mir nicht so. Vielleicht etwas mager!"

„Ja, ja!" unterbrach sie Bruno, — „sehr mager; und haben Sie die rothen

Backen bemerkt? und" — er erhob den Zeigefinger und legte ihn hinter das Ohr — „und der Husten?"

„Ach, den Husten hört man kaum!"

„Ja, das ist es eben." Der Ausdruck Bruno's, während er sagte: „das ist es eben," machte Editha betroffen und öffnete ihr plötzlich die Augen. Indessen hörte man Rahel's Stimme von der Treppe her.

„Komm Editha, Editha! Komm ein wenig herauf, und zeige meiner Kammerjungfer, wie Du frisirt bist!"

„Ich empfehle sie Ihnen," sagte der arme Vater, Editha bis zu der ersten Treppe begleitend, „stimmen Sie sie heiter, sie muß zerstreut werden, muß Unterhaltung mit gleichaltrigen Mädchen haben. Wie gut ist es, daß Sie gekommen sind! Gott hat Sie hierher geführt! Veranlassen Sie sie, mehr auf sich zu achten, und folgt sie nicht —. Versichern Sie ihr, daß sie sich zugedeckt halten muß!"

Rahel erwartete ihre Freundin halb entkleidet auf dem Hausflur, sie hustete etwas. Bruno fügt noch hinzu:

„Ich empfehle sie Ihnen!" Und als er sich allein im Dunklen auf der

Treppe befand, fiel langsam eine Thräne hinab.

* * *

„Wie Viele habe ich gekannt!“ — sagt der orientalische Dichter — „Eine war weiß und rosig, die Andere hatte glänzende schwarze Augen unter einer schwarzen Mantille — und sie sind todt!“ Wie Viele haben wir Alle gekannt! Sie werden zur Freude und Hoffnung der Mutter geboren, sie wachsen munter und lustig auf und erscheinen kräftig. Aus der Kindheit scheidend, entfalten sie lächelnd ihre Engelsflügel, die noch weiß und unbefleckt leuchten. Die Morgenröthe der Jugend umgiebt ihre sorglose heitere Stirn, das Leben wartet ihrer mit seinen gähnenden Abgründen, die Liebe ruft sie . . . arme Tauben, die niemals ihr Nest sehen werden!

Heut husten sie ein wenig, morgen haben sie Fieber, morgen schon faltet die arme Mutter halb wahnsinnig vor Schmerz ihre kalten Hände auf der jungfräulichen Brust. — Entsetzliche Krankheit, die, gleich dem Ungeheuer der Fabel, jedes Jahr Hunderte von Mädchen, trotz aller

Gebete, der Wissenschaft zum Hohn, unerbittlich und launisch, in ihrem unauslöschlichen Durst nach dem Blut der Jugend, hinwegrafft, — denn sie verlangt nur nach jungen schönen Opfern, die mit Blumen umgürtet, wie auf den antiken Altären daliegen.

Rahel war nicht schön, und Nichts kann sie auf diese Weise dem Mitleid des Dichters weihen, aber in der Natur ist sie auch ein Atom des großen Weltalls; sie ist ein Wesen — wenn auch unter den letzten — welches sein Anrecht auf das Leben, Licht, Luft, Sonne, Freude und Thränen hat. Sie sollte wenigstens Zeit haben, das zu vergelten, was sie an Mühen, Sorgen, Wachen und Opfern gekostet hat — sie sollte der Trost für das Alter ihres Vaters sein! Sie wurde so sehr geliebt, daß sie darum leben mußte, und wer keine Lieben hat, kann ohne Bedauern sterben. — Bei längerem Zusammensein, an dem Husten und den anderen von Bruno bezeichneten Symptomen bemerkte und überzeugte sich Editha, daß ihre Freundin ernstlich krank sei, und was die Sympathie nicht hervorgerufen, bewirkte das Mitleid: Editha gewann

Rahel lieb! Daher hatte sie eine außergewöhnliche Sorgfalt, fast mütterliche Fürsorge, eine unwandelbare Geduld und Sanftmuth für sie. Rahel glaubte natürlich nicht an ihr Leiden. „Ein einfacher Schnupfen," sagte sie, „Nichts von Bedeutung. „Wenn sie hustete, so war es nur, weil ihr Etwas in die unrechte Kehle gekommen war. An den rothen abgezirkelten Backen war das Kaminfeuer schuld; wenn sie blaß war, die Kälte draußen!"

Es war ganz unmöglich, sie zum Einnehmen von Medicamenten zu bewegen; sie hatte sich in den Kopf gesetzt, daß sie ganz gesund sei, und Niemand konnte sie vom Gegentheil überzeugen. Diese Sicherheit, diese Sorglosigkeit täuschten Editha nicht, die vielmehr darin ein beunruhigendes Symptom erkannte; aber Bruno wurde davon getäuscht. Er wünschte es zu lebhaft, hoffen zu dürfen, um nicht selbst der Hoffnung Raum zu geben. Man handelt immer so! — Und man sprach nicht mehr von dem Uebel, noch von Mitteln dagegen. Rahel lebte nach ihrem Gefallen, ohne Regel und Norm; es schien, als ob der Husten sich ein wenig beruhigt hätte, sie schwor, noch niemals sich so

vollkommen wohl gefühlt zu haben. Bruno sagte: „Die Jugend ist wie die Pflanzen; habe ich nicht selbst im Garten einen Apfelbaum, den ich den ganzen Winter über zu verlieren fürchtete? Kaum ist der Frühling da, so erholt er sich und wird zu neuem Leben emporblühen.“ Der arme Mann hätte hinzufügen müssen: „Ja, die Jugend ist wie die Pflanzen; solange ein Tropfen Lebenssaft in den Wurzeln fließt, vollzieht der Frühling das Wunder; aber wenn dieser Tropfen fehlt, dann wehen die lauen Lüfte vergebens!“ —

Der März mit seinen heftigen Stürmen, der über die Gipfel der Alpen hinwegbraust, und in die tiefen Thäler den Duft der ersten Veilchen trägt, war vorüber. Die Anhöhen verloren die düstere neblige Färbung und bekleideten sich mit zartem Moos. Zwischen dem emporsprießenden Grün summten die Mücken mit ihren schleierartigen Flügeln, und aus den lombardischen Wiesen, wo sie überwintert, stiegen die munteren Heerden auf die Berge und ließen ihre Glöcklein erschallen, die den Gesang der Hirten begleiteten.

Der Frühling, welcher immer bezaubernd ist, hat ganz besondere Reize in diesem stillen grünen Eckchen voller Zauber und Einsamkeit. Die beiden Mädchen stiegen oft den Pfad hinab, welcher vom Dorf zur Sonna führt, aber sehr bald fand Rahel diesen Spaziergang einförmig und zog die große Landstraße vor, wo man wenigstens Jemand begegnete; aber gerade darum konnte man dort nicht allein gehen, da der Anstand und die Convenienz in den kleinen Dörfern noch strenger beachtet werden, als in der Stadt. Bruno mußte sie begleiten. So kam es, daß Editha oft sich überflüssig vorkam und um Erlaubniß bat, allein zurückbleiben zu dürfen, und dann durcheilte sie behende, wie eine junge Gazelle, die Pfade am Strom entlang, sie setzte sich am Ufer nieder auf dem moosigen Gestein und schaute ringsum in die frische grüne Einsamkeit, sie stieß einen glückseligen Ruf aus, einmal frei zu sein, den das Echo der Thäler wiedergab. Das waren die glücklichsten Stunden Editha's.

*   *   *

Wer lehrt uns die Wahrheit erkennen? Ich suche sie vergeblich und finde sie nicht. Hat der unempfindliche Stoiker Recht, der sein Herz wie eine Uhr regulirt? Oder der Fanatiker, der das Leben in geistigem Ringen durchschreitet, über das Grab hinausschauend? Oder sollen wir dem Dichter glauben?

„Che mai doman possa avvenir, non cerca,
E qualunque la sorte a te conceda
Giorno di vita in tuo profitto li volgi;
Nè i dolci amor, nè le gradite danze,
Finchè da te giovin di fresca etade
Trista canizie è lungi no, non disprezza.“

Es giebt noch eine vierte Meinung, welche darin besteht, sich gar nicht mit den drei ersten zu beschäftigen. Glücklich Derjenige, welcher sie befolgt! Aber es giebt unruhige und stolze Seelen, welche nicht das Almosen des täglichen Brotes annehmen, welche sich wie Hamlet reich und geliebt wissen und doch das Bedürfniß empfinden, sich die Schmerzen zu schaffen, die die geizige Natur ihnen versagte. Es sind die höheren Seelen, daran ist kein Zweifel! Der untergeordnete Haufe, welcher durch den Koth watet, weiß nicht, was es heißt, für eine Idee schwärmen,

und die reichen Unwissenden, welche im Golde ertrinken, denken nicht, daß es eine höhere Begierde giebt — den Drang nach Wissen.

Alle poetischen Keime des Vaters, der Samen, welcher von einem Baum gefallen, den der Sturm vernichtet, gährten in dem Blut Editha's. Sie war ideal und aristokratisch; sie beurtheilte Alles von einem einzigen Gesichtspunkt aus, und da sie ihr Urtheil überstürzte und sich schwer entschloß, es zu widerrufen, so entschlüpfte ihr oft die Wahrheit, jene Wahrheit, die sie so sehr liebte. Sie glaubte positiv zu sein, aber ihr Kopf schwebte in den Wolken zwischen Träumen und rosigem Glanz. Inmitten von Büchern und poetischen Schriften aufgewachsen, war ihr die hohe Poesie der Natur unbekannt, und wenn sie eine Vorliebe für die Ufer der Sonna hegte, so war es weniger wegen der Schönheit des Ortes, als um sich mit ihren Gedanken allein zu befinden. — Sie überließ sich ihren Phantasieen, dem friedlichen Bächlein entlang schreitend, ohne sich um die Vergißmeinnicht, Maßliebchen oder Alpenveilchen zu bekümmern, welche zu ihren Füßen im Gras dufteten.

Woran dachte sie? Was ersehnte sie? Glücklich zu sein? Aber in welcher Weise? — Wesen wie sie kommen nicht so leicht zum Ziel und begnügen sich fast immer mit einer stolz getragenen Mittelmäßigkeit. Es giebt eine Poesie voller Glanz, aber auch eine andere in Nebel gehüllte; dieser Nebel eben umhüllte das Gehirn Editha's, die die Welt gern mit Heroen bevölkert hätte, und die, wenn sie nur gewöhnlichen Menschen begegnete, sich verächtlich zurückzog. — Sie war zu scharfsinnig, um ein naives Mädchen zu sein, aber dennoch war sie keine reife Frau, denn von dieser fehlte ihr die weise Erfahrung und die nachsichtsvolle Güte. Sie war lieb, anmuthig und sympathisch, doch manchmal sprach sich in ihrem Benehmen eine gewisse Härte aus, etwas Rauhes leuchtete durch; sie erschien hochmüthig, und vielleicht war sie es auch ein wenig — aber weit mehr war es ein Mangel an Tactgefühl und jener höheren Kunst, sich mit Allen zu verbrüdern, die, wo sie nicht von Natur gegeben, sehr schwer zu erwerben ist. — Editha gab sich nicht — sie trat nicht aus sich heraus; das war der Fehler. Eine große Selbstschätzung, die

Grundlage aller starken Charaktere, die jedoch nicht von der Duldung fremder Schwächen begleitet war, machte sie unduldsam gegen Dummheit und Unwissenheit, welche so stark in unserer menschlichen Gesellschaft verbreitet ist, und ließ sie sich gleich einer empfindsamen Sensitiven zurückziehen, wodurch sie es verabsäumte, die guten Seiten herauszufinden, wegen welcher wir die Schattenseiten ertragen lernen. So erkannte sie gleich nach ihrer Ankunft bei den Spiccorlais das engelgleiche Herz Amarillis', doch da das arme Mädchen ruhig in jener Umgebung und mit jenen Menschen aushielt, schloß Editha, daß sie eine kleinliche Seele sei, die sie niemals ganz verstanden haben würde, ohne sich dabei aufzuhalten, die Gründe für jene Resignation zu prüfen und zu sehen, ob das, was ihr Kleinigkeit erschien, nicht vielleicht das Opfer einer großen Tugend war. Wie man sieht, hatte Editha, die aus einem friedlichen, sorglosen Leben plötzlich in die grausigsten Klippen verschlagen worden, nicht die Zeit gehabt noch die Gelegenheit, sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Sie bemerkte nur zwei genau zu unterscheidende Punkte:

Die leuchtende Vergangenheit und die düstere Zukunft! Sie war daran gewöhnt, nur ihren Vater und ihre Mutter, ihre Zimmer, ihre Bücher und ihre Gedankenwelt zu lieben, es schien ihr unmöglich, Etwas auf Erden noch zu lieben. Gleich einem Wilden, der sich nur von seinen gewohnten Wurzeln ernährt hat, ging sie unter den mit Früchten beladenen Bäumen, ohne zu wissen, daß die Natur sie auch für sie reifen ließ. —

Aber das in der Erde verborgene Korn, die Larve in der Röhre, der Gedanke im Kopf, Alles, was scheinbar todt ist, wird eines Tages seine Auferstehung feiern. Leidenschaften, Neigungen, Empfindungen, Enthusiasmus, jede verborgene Tugend im Herzen Editha's erwartete jenen Tag.

* * *

Auf ihren einsamen Spaziergängen hatte sich das junge Mädchen nie aus dem Gesichtskreis des Dorfes entfernt; eine armselige kleine Mühle, am anderen Ufer der Sonna gelegen, war stets das Endziel derselben. Der Müller war immer in Geschäften auswärts; seine Gattin, eine durch die schwere Arbeit und Elend

verdummte Frau, wusch im Fluß die Lumpen aus und wendete nicht einmal das Gesicht nach der Fremden um. Editha hatte wohl ein oder zwei Mal plötzliche Gefühle des Mitleids für die Aermste empfunden, welche ihr eingaben, die arme Frau durch einige freundliche Worte zu erfreuen, aber häufig hielten sie ihre eifrigen Betrachtungen auf, sie fragte sich auch, was sie ihr sagen sollte, und schloß damit, überhaupt Nichts zu sagen.

Oftmals empfand Editha ein unwiderstehliches Verlangen, ihr liebevolles Herz auszuschütten, und das Bedürfniß kennzeichnete sich durch eine düstere Schwermuth; sie war dann mehr als gewöhnlich schweigsam und ging an jener großen Trösterin, die man Nächstenliebe nennt, vorüber, ohne sich um sie zu kümmern. Sie glaubte nur, die Einsamkeit könne ihr wohlthun, die theure Einsamkeit, die sie mit ihren Gedanken allein ließ.

In Phantasie und poetische Träume vertieft, war sie einmal weiter hinauf nach der Sonna gedrungen — immer dasselbe Schweigen in jenem verborgenen Thal, das selbst die Vögel nicht mit ihrem Zwitschern beleben, und das Murmeln des

Wassers kaum mit seinen ernsten regelmäßigen Cadenzen belebt.

Der leichte Schritt Editha's bewegte nicht einmal die Kieselsteinchen des Pfades, das unbewegliche Laubdach über ihrem Haupte ließ die letzten purpurnen Sonnenstrahlen hindurchdringen; der Tag nahm Abschied! Editha bemerkte plötzlich, daß sie sich weiter als gewöhnlich entfernt hatte, und kehrte auf demselben Wege zurück; sie suchte einen hölzernen Steg, ein einfaches Brett, das der Müller am Morgen über den Bach gelegt und das er (Editha faßte sofort den Verdacht, weil das Brett sich nicht mehr vorfand) bei Sonnenuntergang wie ein eifersüchtiger Schloßherr zurückgezogen hatte.

Es war ein mißlicher Zufall; doch konnte sie in die Mühle eintreten. Editha ging in sich und versprach sich feierlich, ihren unmäßigen Stolz zu überwinden, wer weiß, sie wäre vielleicht sogar so weit gegangen, mit ihrer stolzen Hand das Kind der Müllerin zu liebkosen — aber die Mühle war verschlossen. Die kleine Familie hatte den Feiertag (morgen war Sonntag) benutzt und war nach einem benachbarten Dorf gewandert, wo Ver-

wandte Hochzeit feierten. Editha war also allein, angesichts des Flusses, der ruhig über die Steine gurgelte. Sie hatte keine Furcht, im absolutesten Sinne des Wortes, aber sie war doch etwas unruhig. Was thun? Das Wasser war in der That nicht hoch, aber dennoch mußte man zum Mindesten verfolgt sein oder das Feuer im Rücken haben, um sich dazu zu entschließen, es so ohne Weiteres zu durchschreiten. Wenn es noch heller Tag gewesen wäre, würde sie es gewagt haben, bis Cisano hinabzugehen, um dann an der anderen Seite wieder hinauf zu gelangen, aber es war schon spät. Rahel erwartete sie ohne Zweifel sehr unruhig, und was würde Herr Bruno denken?

Editha lief bald da, bald dorthin, um einen Uebergang oder eine glückliche Eingebung zu finden. Sie versuchte es, Steine in's Wasser zu werfen, mit der Absicht, dann auf diesen hinüberzuklettern; aber die kleinen Steine versanken, und die großen konnte sie nicht von der Stelle bewegen. Jeder Augenblick, der verging, ließ die Situation bedenklicher erscheinen. Schon war die Sonne hinter den Bergen verschwunden; das kleine Thal hüllte sich

in die Schatten der Abenddämmerung, und die Stille war feierlicher als je. Editha häufte Steine auf und wollte sich hinüberwagen, aber beim ersten Schritt ging ihr das Wasser bis über die Knöchel und entlockte ihr einen Schrei des Schreckens und Mißbehagens. Auf diesen Schrei antwortete ein Geräusch. Nicht das Echo ihrer Stimme. Es war ein Geräusch von Schritten hinter den Nußbäumen des Pfades. Das Mädchen drehte sich schnell um und sah einen Mann vom Berge herabsteigen. Er hatte den Anstrich eines Landmannes; übrigens war Editha in diesem Augenblick wenig dazu befähigt, Beobachtungen zu machen, jener Mensch bildete für sie die ersehnte Hilfe, und mehr erwartete sie in diesem Augenblicke nicht. Später gestand sie selbst, wenn man sie bei ihrem Leben hätte schwören lassen, so wäre sie nicht im Stande gewesen, ein einziges Merkmal anzugeben über den Unbekannten, so wenig hatte sie ihn angeschaut. Der Unbekannte begriff sofort die Verlegenheit des armen Fräuleins, und sich freimüthig nähernd, bot er ihr mehr durch Geberden als durch Worte an, daß er sie nach dem anderen Ufer

tragen wolle. Es erschien ihr natürlich, daß ein Mann, der an dergleichen kleine Vorkommnisse des Landlebens gewöhnt sein mußte und mit langen Jagdstiefeln versehen war, sich nicht fürchtete, sich die Füße naß zu machen. Sie nahm es mit Dank an, nur von dem einzigen Gedanken beseelt, von dort wegzukommen. Er umfing ihre Taille mit einem Arm und hob sie so geschickt auf, daß er sich am entgegengesetzten Ufer befand, ohne daß ihr Rockzipfel auch nur das Wasser berührt hätte. In der kurzen Zeit des Hinübertragens machte Editha gar keine Reflexionen, aber unwillkürlich dachte sie, ob sie dem Mann ein Trinkgeld anbieten sollte. Schließlich, nachdem sie sich bedankt hatte, griff sie in die Tasche ihres Kleides. Er sah diese Bewegung und fragte sie mit liebenswürdiger Fürsorge: „Haben Sie Etwas verloren, Fräulein?"

Die Sprache, die Aussprache, ja selbst die Stimme machten Editha stutzig, so daß sie den Unbekannten endlich ansah, ihr Blick war schnell wie ein Blitz, aber er genügte, um sie den schweren Irrthum, den sie begangen, einsehen zu lassen. Eine intensive Röthe bedeckte ihre

Stirn, ein Zittern und eine seltsame Aufregung befiel sie und ließ ihr Herz zum Zerspringen schlagen. Sie zog die Hand aus der Tasche zurück und hatte kaum so viel Athem, um zu flüstern: „Ja, das Taschentuch!“ — eine unschuldige Lüge!

„Wenn Sie es wünschen, ...“ erwiderte dieser, indem er Miene machte, den Fluß nochmals zu durchschreiten.

„Nein, o nein,“ rief das junge Mädchen, „ich danke!“ Und sie entfloh, verwirrt, den Weg hinabstürzend, ohne zu sehen noch zu hören, während ihr Herz fortgesetzt heftig schlug.

Bruno und Rahel erwarteten sie schon sehr unruhig und ungeduldig auf der Schwelle der Hausthür. Sogar die Köchin, eine gute, liebevolle Alte, theilte die Angst ihrer Herrschaft und rief, als sie Editha erscheinen sah: „Endlich!“

Von Fragen bestürmt, erzählte sie ihr kleines Abenteuer, und sie schilderte es mit fieberhafter Ueberstürzung und erröthete noch, als wenn der Unbekannte vor ihr gestanden und errathen hätte, daß sie ihm vier Soldi geben wollte.

„Wer mag der Mann gewesen sein?“ fragte Rahel.

„Irgend ein Pächter von Cisano,“ meinte der Vater.

„Ich wette,“ unterbrach ihn die Köchin, die kein Wort der Beschreibung verloren hatte und in vertraulicher, aber bescheidener Stellung an der Hausthür stehen geblieben war, „ich wette, daß es Herr Johannes gewesen ist!“

Auf diesen prophetischen Ausspruch der Köchin antwortete Bruno gelassen: „Es kann wohl sein!“

Also kannte er Herrn Johannes. Rahel sagte gar Nichts, daher mußte sie ihn auch kennen, und es erschien ihr nicht von Wichtigkeit. Die Dienerin kehrte in die Küche zurück, und man wechselte das Gesprächsthema; aber Editha dachte den ganzen Abend an Nichts weiter, als die Begegnung mit Herrn Johannes sich zu vergegenwärtigen. Wer einst siebzehn Jahre alt war, wird sich daran erinnern! Ich sage nicht zufällig, wer siebzehn Jahre alt war, denn es giebt auch Siebzigjährige, die dieses glückselige Alter niemals gekannt haben! Dieses Capitel ist nicht für sie.

Editha's Herz war von jener unberührten Frische der Unschuld, die die

Enttäuschungen noch nicht entfärbt haben, sie war von Poesie erfüllt, sie war betrübt und einsam. Als sie sich in ihr Zimmer zurückgezogen, das Licht ausgelöscht und das Gesicht in die Falten des Kopfkissens vergraben hatte, brachte sie einen Theil der Nacht mit phantastischen Träumen zu. Es war ihr manchmal in Brüssel passirt, daß ihr ein eleganter junger Mann mit strohgelben Handschuhen gefolgt war, oder daß man sie aufmerksam im Theater durch's Glas fixirt und ihr so gleichsam eine optische Erklärung gegeben hatte, aber jene vorübergehenden Empfindungen ließen sich nicht mit dem lebhaften Eindruck vergleichen, der jetzt in ihrem Herzen zurückblieb. Wenn sie die Augen schloß, sah sie noch einen Mann vom Berg herabsteigen, Nichts weiter als einen Mann, ob schön, ob häßlich, jung oder alt, das wußte sie nicht. Dieser Mann nahm sie auf den Arm — auf den Arm? ja; er vertrat die Stelle einer Brücke oder einer Barke, darüber brauchte man sich nicht Skrupel zu machen . . . Plötzlich sieht sie ihn an . . . es ist nicht mehr derselbe Mann! Sie sieht verwirrt einen leuchtenden Blick, eine intelligente

Stirn, ein Lächeln, wie es dem Bauern nicht eigen ist. Und er hatte sie im Arm gehalten! Sie vergräbt sich noch mehr in das Kopfkissen. Sie versucht, sich den Klang seiner Stimme zu vergegenwärtigen, seine Geberden und den Ausdruck; Worte waren nicht viele gewechselt worden, aber es erschien ihr, als hätte man so wichtige Dinge verhandelt, so viele! Uns Allen, die wir schon viele Bäche überschritten haben, wird es nicht der Mühe werth erscheinen, daß Edith so viel Phantasie darauf verschwendete, aber wenn wir aufrichtig sein wollen, müssen wir uns daran erinnern, was wir das erste Mal thaten. Glücklich Derjenige, welcher sagen kann, wenn er an seine Jugend zurückdenkt: „Wie viele unschuldige Thorheiten habe ich begangen, wie viele theure Dummheiten!" Der hat das Leben gekannt! In ihrem Abenteuer betrachtete Editha nur die poetische Seite, das heißt, nicht so sehr das Abenteuer an sich selbst, als das Romanhafte, was darum und daran war, das Geheimnißvolle, Unbekannte. Wer war der Herr Johannes? Das war die große Frage! Am nächsten Morgen, einem Sonntag, sprang die junge Lehrerin,

welche anfing, auf eigene Rechnung Lectionen in der Weltkenntniß zu nehmen, weit früher als gewöhnlich aus dem Bett; es schien, als wenn sie vollkommen ihre Gewohnheiten änderte; darum gab die Köchin, welche sie an der Küchenthür vorüberkommen sah, ihrem Erstaunen durch Zeichen Ausdruck; Margei — die gute Bergamaskerin hörte seit fünfzig Jahren auf den Beinamen Margei, und sie würde überrascht gewesen sein, wenn man sie „Maria" gerufen hätte, — ließ ihre Geschäfte im Stich, eilte auf das junge Mädchen zu und fragte sie, womit sie ihr dienen könne. Das junge Mädchen brachte die zweite Lüge vor; sie sagte, daß sie sich nicht ganz wohl befände, und während ihr Margei eine Tasse Kaffee bereitete, setzte sie sich auf eine der Holzbänke, die die alten Herde umgeben, wo die früheren Herrschaften es ehemals nicht verschmähten, mit ihrem Gesinde zu sitzen. Dieser Aprilmorgen war nicht so warm, um das Feuer unangenehm zu empfinden, vielmehr näherte Editha leise ihre Füßchen.

„Ist Ihnen kalt?" fragte die fürsorgliche Margei.

„Gestern habe ich mir die Füße etwas

naß gemacht . . . (dritte Lüge), und ich glaube, daß die Feuchtigkeit mir etwas in den Gliedern steckt."

„Ach, Sie können noch von Glück sagen! Wenn Herr Johannes nicht gekommen wäre! . . . Geben Sie Acht, Sie verbrennen sich die Füße."

Es mochte so sein. Aber glauben Sie, liebenswürdige Leser, noch weit mehr brannte ein Wort auf den Lippen Editha's. Sie wollte fragen: „Wer ist dieser Herr Johannes?" Doch der Stolz, Widerspenstigkeit, ein ungebändigter wilder Starrsinn ließ sie immer wieder das Wort auf ihren Lippen zurückhalten.

Margei ließ den Deckel auf die Kaffeekanne fallen und hielt ihn mit einer Hand halbschwebend (warum, weiß man nicht), dann fügte sie hinzu: „Herr Johannes ist die Vorsehung des Thales . . . . Nehmen Sie keinen Zucker?"

„Nein." Sie hätte gern gefragt: In welcher Beziehung ist er die Vorsehung des Thales? — aber sie sagte es nicht und goß den kochenden Kaffee hinunter.

Margei hatte sich indessen zu ihrer Beschäftigung zurückbegeben.

Editha erhob sich, setzte die Tasse auf

den Tisch nieder und blieb einen Augenblick vor der guten Frau stehen. Sie schien entschlossen, um jeden Preis zu sprechen, aber ein plötzlicher Gedanke schien sie zu bewegen, ihren Entschluß aufzugeben, denn sie entfernte sich schweigend und langsam.

* * *

Einige Stunden später kam Editha wieder vor der Küche Margei's vorüber; sie war mit Rahel und Bruno zusammen, sie gingen zur Messe.

„Heute ist kein Gesang," sagte die Köchin, auf die Schwelle tretend, „weil der Herr Pfarrer heiser ist: es wird schnell zu Ende sein!"

Das Orakel der Familie wußte immer Alles im Voraus. Kaum dreißig Minuten, und die Messe war vorüber!

Beim Verlassen der Kirche, an die letzte Säule neben dem Weihwasserbecken gelehnt, sah Editha den Mann aus dem Thal. Dieses Mal sah sie ihn ganz genau. Er war hochgewachsen, brünett, schlank und doch kräftig, glänzende helle kastanienbraune Augen erleuchteten das männliche Gesicht mit seinen ernsten Zügen;

er hatte das sanfte Lächeln eines Kindes und den stolzen Blick eines Soldaten. Er war schön und vor Allem malerisch, in gewöhnlicher Kleidung, mit einem breiten Filzhut und hohen Stulpenstiefeln, ohne Handschuhe, ohne Schmuck und ohne Augenglas.

Er erkannte Editha und grüßte sie, indem er höflich den Hut zog. Das Mädchen fühlte, wie ihre Wangen erglühten, ihre Gewissensbisse kehrten alle wieder, wenn sie bedachte, daß sie jenem Manne vier Soldi hatte geben wollen. Zuerst hatte sie ihn für einen Arbeiter gehalten, jetzt erschien er ihr eher wie ein verkleideter Prinz. Wer zügelt eine jugendliche Phantasie? Der Name Johannes war zu prosaisch für ein Wesen, welches von einem Arnold, Hugo, Romeo träumte und überzeugt war, daß er fingirt, eine Maske sei, um dahinter irgend ein Geheimniß zu verbergen. Einmal auf dieser Spur, erschien ihr Nichts mehr unmöglich, und wenn die alten Steine des Dörfchens hätten sprechen können, würden sie gesagt haben, daß Editha an diesem Morgen Flügel an den Füßen hatte.

Endlich machte Editha unter dem Thorbogen des Hauses eine Rast, sie ließ Bruno mit seiner Tochter vorausgehen und that, als ob sie sich für die Verbenen so sehr interessirte, um Margei Gelegenheit zu geben, nochmals herauszukommen. Und Margei ließ nicht lange auf sich warten. Sie sah das junge Mädchen von der Küchenthüre aus, wo sie mit einer flachen hölzernen Schüssel in der Hand stand, und, ohne aufzuhören, ihren Reis zu sieben, richtete sie das Wort an sie, wie es alle die guten Frauchen in den Familien der Provinz zu thun pflegen; denn sie würden glauben, gegen die gute Sitte zu verstoßen, wenn sie die Herrschaft ohne respectvolle Anrede vorbeigehen ließen, und sie halten es für ein Zeichen von feiner Lebensart, wenn sie Jemanden ansprechen; man muß auch bemerken, ohne ihnen zu nahe treten zu wollen, daß ihnen diese eingebildete Pflicht lieber ist, als alle wirklichen. Margei richtete also das Wort an Editha: „Haben Sie die Messe gehört? Sie ist kurz gewesen, nicht wahr? Ich hatte es ja vorausgesagt. Und haben Sie Herrn Johannes gesehen?"

Editha, die einen Augenblick vor-

her Nichts sehnlicher wünschte, biß sich auf die Lippen vor Aerger, sprechen zu müssen. „Woher weißt Du es, Margei, daß dieser Herr in der Kirche war?"

„Ich habe ihn gesehen. Ich war hier bei der Fruchthändlerin gegenüber; er ist vorbeigekommen und hat zu mir gesagt: ‚Guten Tag, Margei, wann werden Sie mir den Samen bringen?' Es ist Tausendguldenkrautsamen, welchen er für die Armen des Thales anbauen will. Und dann hat er mich mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit gegrüßt und ist direct nach der Kirche gegangen. Daher weiß ich es."

Editha gab sich einen Ruck, der einer unschuldigen Verbene das Leben kostete, so nervös zerdrückte sie dieselbe zwischen ihren Fingern. „Er ist wohl Arzt?"

„Ach, warum nicht gar! er ist nicht Arzt; er ist garnichts, weder ein Herr, noch ein Bauer, noch Arbeiter, obwohl er den ganzen Tag auf seinem Felde und in seinem Garten arbeitet und einen großen Hof voller Thiere besitzt, die er in ganz anderer Weise aufzieht, wie die anderen, — und er ist auch kein Gelehrter, denn er spricht immer gern mit

den Armen und Unwissenden. Kurz: er ist der Herr Johannes. Ich habe ihn von Geburt an gekannt. Sein Vater war hier Organist, aber er ist lange Zeit weg gewesen, dann ist er zurückgekehrt, und Gott gebe, daß er uns nie mehr verläßt! Menschen wie er müßte es scheffelweise geben!"

Es war dies ein schönes Lob von Seiten Margei's, dagegen läßt sich Nichts sagen. Das gute Geschöpf fuhr fort, ihren Reis mit der Hand zu schütteln, um keine Zeit zu verlieren, aber wenn sie ein Hirsekorn oder einen Holzsplitter wegwarf, so profitirte sie von der Zeit und machte mit der Hand eine energische Bewegung in der Luft, um ihre vollkommene Ueberzeugung zu bekunden. Doch Editha erlitt durch dieses Gespräch eine kalte Douche.

Bei jedem Worte Margei's verflüchtigte sich der Prinz immer mehr, der Held schrumpfte zusammen, es blieb nur der Mann — ein Mann, der sich mit Tausendguldenkrautanbauen und Unterhaltungen mit Klatschbasen belustigte.

Ach, wie bedauerte Editha in ihrem unbändigen Hochmuth die in goldenen

Träumen verbrachte Nacht und den ganzen Morgen, den sie damit vergeudet, seidene Blumen auf eine gewöhnliche Leinwand zu zaubern! Sie verjagte die thörichten Illusionen, welche einen Augenblick ihre Phantasie eingenommen hatten; sie schämte sich, ihre Gedanken so niedrig gerichtet zu haben, und da sie begierig war, ihr Versehen wieder gut zu machen, wurde ihre gewöhnliche hochmüthige Verachtung, ihr herber Stolz noch ärger. Und dennoch blieb sie den ganzen Tag traurig, unzufrieden und reizbar.

Margei, die nicht umsonst alt geworden war, bemerkte alle diese Veränderungen, und beim vierten bemerklichen Wechsel der Laune erhob sie ihre klaren Augen voll Güte und Intelligenz, als wenn sie sich selbst fragen wollte: „O, alte Margei, erkennst Du diese Memme?“ Aber ein anderes Ereigniß zerriß den Faden des Forschungseifers der guten Frau und beschäftigte Editha in einer Weise, daß sie ganz ihre zornigen Vorsätze vergaß.

Rahel bekam bei Tisch einen heftigen Hustenanfall, sie mußte sich sogleich zu Bett legen, schlief sehr schlecht, und am

nächsten Morgen benetzte ein Streifen Blut ihr Kopfkissen. Die Spaziergänge Editha's wurden unterbrochen; nachdem bei ihrer Freundin ausgesprochene Lungensucht ausgebrochen, verließ sie sie weder bei Tag, noch Nachts. Eines Morgens saß Bruno am Bett seiner Tochter, während Editha ein wenig ausruhte; er pfiff leise. Er dachte, wenn Rahel ihn so pfeifen hörte, würde sie ihn für sehr heiter halten. Der unglückliche Vater war so weit gekommen, in der Lüge einen Trost, eine Illusion zu finden, wenn nicht für sich selbst, so doch für sie.

In der That fragte ihn auch die Kranke: „Was ist Dir Gutes widerfahren? Du scheinst sehr zufrieden zu sein!"

„Ja," antwortete Bruno, sich schnell mit beiden Händen das Kinn reibend und mit den Augenlidern zuckend, um dahinter die Thränen zu verbergen, „ich bin wirklich glücklich! Es geht Dir besser — Du wirst bald aufstehen können und ganz gesund sein und . . . ich bin deswegen so glücklich."

Eine Thräne fiel auf seine Hand. Die Thörichte mußte wirklich in diesem

Augenblick sein schönes Spiel verderben — doch er schlug ihr ein Schnippchen und pfiff mit noch größerer Verve!

„Denkst Du daran,“ sagte Rahel hustend, „daß Du mir aus Mailand ein Paar sandalenartige Schuhe mit brillantirten Stahlknöpfen kommen lassen mußt?“ —

„Ja!“

„Mit hohen Absätzen!“

„Ja!“

Da Rahel immer noch hustete, erhob sich Bruno, um ihr zu trinken zu geben.

Das Mädchen trank, aber während sie das Glas festhielt, sprach sie zwischen einem Schluck: „Von Zeit zu Zeit erschrecke ich Dich immer etwas, nicht wahr, Papa? Ich bin so zu Erkältungen geneigt, dann erhole ich mich aber immer wieder und bin ganz stark, ich werde immer gleich ernsthaft krank, dann kommt Husten und Fieber dazu, aber es ist nicht gefährlich! Du und der Arzt legen der Sache zu viel Wichtigkeit bei!“ Sie hielt eine Weile an, um Athem zu schöpfen. „Es ist in der That gar Nichts!“

„Gewiß, es ist gar Nichts. Nimm eine Pille . . .“

„Aber es ist unnütz!“

„Unnütz, nur zu sehr!“ Bruno fiel der Kopf auf die Brust, und seine Augen, die die Thränen nicht mehr zurückhalten konnten, betrachteten krampfhaft die Franze der Bettdecke.

„Pfeife wieder, Papa!“

Der Unglückliche ließ ein abgebrochenes unharmonisches Pfeifen hören. Rahel verspottete ihn deshalb, sie wollte lachen. Doch ein Blutsturz unterbrach sie mitten darin. Bruno stürzte zu seiner Tochter, die immer fortfuhr zu sagen: „Es ist gar Nichts,“ währenddem wurde sie ohnmächtig.

Am Fenster ertönten die heiteren jauchzenden Stimmen eines Häufleins Ausgehobener; ihre Schritte erweckten das Echo des Weges, und der Widerhall drang bis hinauf in das stille Krankenzimmer. Wie viele Mutterherzen, wie viele Schwestern und Geliebte folgten unsichtbar den jungen Soldaten! Wie viele Blumen, wie viele glänzende Strahlen, wie viele Verheißungen säte die Hoffnung vor ihnen auf ihren Weg! Welche Todesverachtung! welche Sicherheit in der Jugendanmuth ihrer zwanzig Jahre!

Bruno wurde von diesen Stimmen in seinem Schmerz belästigt. Er schloß die Läden und kehrte an das Bett der unbeweglich stumm daliegenden Tochter zurück. Rahel war eingeschlafen. In seinem ungeheueren Egoismus als Vater hätte er der ganzen Welt Schweigen gebieten mögen! Sie ruhte mit offenem Munde — einem großen häßlichen Munde, der noch häßlichere Zähne sehen ließ, aber Bruno betrachtete sie mit Entzücken. In seinen Augen gab es kein schöneres und kein vollkommeneres Geschöpf! Sie war seine Tochter, sein Fleisch und Blut, sie gehörte ihm! Dieser Grund — brutal, wenn man will, — war doch die Quelle des erhabensten Gefühls, kehrte immer wieder in den Gedanken des armen Vaters wieder. Was ging ihn die ganze übrige Welt an? Da ist die Vaterlandsliebe, die Liebe zur Wissenschaft, der Ehrgeiz, Alles nur eine andere Form von Selbstliebe, und tausend andere Gefühle, welche genügen, um ein Leben auszufüllen, aber was nützte es ihm? Er liebt seine schwindsüchtige Tochter, dieses Kind, das sterben mußte, und Nichts war im Stande, ihn von

dieser eifersüchtigen, wilden Liebe loszureißen.

Daß sie dumm und ohne Intelligenz war, das war sogar noch ein Glück; sie würde nur ihn allein geliebt haben; und ihm genügte es, sie zu sehen, sie lachen und sprechen zu hören — aber jetzt sprach und lachte sie nicht. Auf den Kissen ruhend, zeigte ihr todtenbleiches, eingefallenes Gesicht schon das Profil eines Skeletts. Sie schlief, und es schien, als wenn sie nie mehr erwachen würde. Unter den Falten der Bettdecke zeichneten sich die mageren, verdorrten Beine ab; ein Fuß ruhte auf der Bettkante — Bruno erinnerte sich der Schuhe mit den Brillant-Stahlknöpfen und hohen Absätzen — er streckte die Hand aus, mit ausgestreckten Fingern maß er den Fuß. Bei der plötzlichen Berührung zuckte die Kranke zusammen und wendete sich, ohne zu erwachen, auf die andere Seite.

Bruno zog seinen Sessel vorsichtig zurück. Vor seinem Geiste stand plötzlich, ohne jeden Anknüpfungspunkt, ohne Uebergangspunkt, wie es das Gehirn, welches unabhängig vom Herzen arbeitet, liebt, ein Tag aus seiner vergangenen Jugend.

Er sah sich heiter und sorglos in Gesellschaft fröhlicher Freunde in der Laube einer kleinen Landweinschänke und erinnerte sich ganz genau jeder Einzelheit einer sehr geräuschvollen Partie Morra; der pikante Kopf der Wirthstochter schaute durch das Laubdach, und die Lerchen trillerten in den Lüften, sie hatten keine so kühnen Wünsche wie er, der reichste, glücklichste und heiterste aller Studenten! Ein Lächeln, in dem die Enttäuschung all' ihre Bitterkeit ausgedrückt, beendete diese Vision. Er erhob sich wieder, nahm ein Fläschchen und machte die Medicin zurecht, damit Rahel sie bei ihrem Erwachen bereit finden möchte. In diesem Augenblick wurde die Thür sehr leise und vorsichtig geöffnet. Editha trat, auf den Fußspitzen gehend, näher und sagte: „Gehen Sie nur jetzt, Herr Bruno; ich bleibe jetzt hier!"

Editha hatte noch nicht lange ihren Platz als Krankenwärterin wieder eingenommen, als Rahel erwachte und zu essen verlangte. Editha wollte läuten, aber die Kranke bat sie, selbst in die Küche hinabzugehen. Auf halber Treppe sah Editha

zwei Männer, welche unter dem Thorbogen standen und mit leiser Stimme sich unterhielten. Der Eine war Bruno, und den Anderen unterschied man nicht genau, aber an einem Lodenjaquet und gewissen hohen Jagdstulpenstiefeln glaubte Editha ihn zu erkennen, und ihr Herz schlug plötzlich laut. Sie stieg die Treppe etwas zitternd herab und nahm sich vor, direct nach der Küche zu gehen; als Herr Johannes mit höflicher Geberde den Hut zog, war sie genöthigt, seinen Gruß zu erwidern.

„Wie geht es Rahel?" sagte Herr Bruno sogleich.

„Sie ist eben aufgewacht und hat zu essen verlangt" . . .

„Ich werde gehen und Margei die nöthigen Befehle ertheilen," sagte der Vater und ließ die beiden jungen Leute allein.

Editha dachte gewiß nicht daran, sich aufzuhalten; aber bevor sie wieder die Treppe hinaufstieg, mußte sie dem Gast doch wenigstens eine Verneigung machen, da ihn der Hausherr so sans façon stehen gelassen hatte. Editha trug noch die Trauer um ihre Eltern; die Bläſſe

ihres Gesichtes trat um so schärfer in diesem dunklen Gewande hervor. Ihre eingefallenen Augen gaben Zeugniß von den vielen Nachtwachen.

„Es scheint mir, mein Fräulein, daß Sie viel durchgemacht haben, seit ich Sie das erste Mal sah!“ . . .

Editha hatte ihre unwillkürliche Sympathie unterdrückt, die ihre Vernunft nicht billigen konnte, und antwortete trocken: „Ich befinde mich wohl, danke.“ Dann verschwand sie schnell und eilte die Treppe hinauf. Doch als sie wieder an dem Bette der Schwindsüchtigen Platz genommen, gelang es ihr nicht so schnell, das Bild des Herrn Johannes zu verwischen. Wider ihren Willen kam das intelligente, männlich schöne Gesicht mit Beharrlichkeit immer wieder vor ihre Augen, und wie sehr sie sich auch bemühte, die gewöhnliche Kleidung, das ländliche Leben, die sonnenverbrannten Hände dagegen zu halten, es gelang ihr nicht; das Gesicht erschien immer wieder leuchtend, wie das eines antiken Ritters. Bald darauf hörte sie in dem stillen Krankenzimmer das Zuschlagen der Hausthür und einen resoluten Schritt das Straßen-

pflaster erschüttern. Sie bemerkte da erst, daß die Läden geschlossen waren, und empfand ein großes Bedürfniß, sie zu öffnen. Durch die Mousselinvorhänge sah sie, wie Herr Johannes sich entfernte, und sie empfand dasselbe Zittern, wie bei seinem plötzlichen Anblick unten. „Was ist das?" fragte sie stolz sich selbst; sie fürchtete sich vor der Antwort, aber dieselbe blieb aus.

Um sich zu beruhigen, fing sie an zu arbeiten, und Rahel sah ihr mit großen, weitgeöffneten Augen zu, diese Geschicklichkeit der Finger erschien ihr wunderbar, bis der Vater zurückkehrte, gefolgt von Margei, welche die Suppe brachte.

Bruno näherte sich Editha und sah sie besonders aufmerksam an, als wenn er sie noch nie gesehen hätte, dann rief er, als wenn er einem inneren Gedanken antwortete: „Ja, es ist wahr, Sie sind sehr verändert! Ich bin ein abscheulicher Egoist!"

„Was sagen Sie, Herr Bruno?"

„Ich sage, theures Kind, daß Sie nicht fortfahren dürfen, Krankenwärterin zu sein; Sie sind zu jung und zart, Sie werden auch krank werden!"

„Nein, nein, ich erfülle diese Pflicht gern, ich glaube nicht, daß es mir schaden kann!“

„Und dennoch!“

„Ach hört,“ rief Rahel lustig, „es ist unnütz, Euch zu erregen! In zwei oder drei Tagen stehe ich auf, und die Frage ist erledigt!“

Die Frage war allerdings für diesen Tag erledigt, aber Editha erinnerte sich der Worte des Herrn Johannes; es wurde ihr klar, daß er zu ihren Gunsten gesprochen, von einem zarten Gefühl der Fürsorge bewegt, und sie fühlte, daß eine plötzliche dankbare Zärtlichkeit sie nochmals zu Herrn Johannes hinzog. Sie mußte an ihn denken! Er war der Einzige, der ihre Blässe bemerkt hatte!

* * *

Einige Tage darauf forderte Herr Bruno die junge Lehrerin auf, etwas in's Freie zu gehen, um frische Luft zu schöpfen. Editha antwortete, es sei ihrem Herzen schmerzlich, allein spazieren zu gehen, während ihre Freundin auf dem Krankenbett schmachtete. Aber da setzte die alte Margei ihre ganze Autorität

ein, der auch Editha sich jetzt beugte, und verordnete, sie müsse gerade heute sich in das Thal der Sonna begeben, es sei ein so schöner Tag und nur ein Skrupel von ihr, daß sie die Kranke nicht verlassen wolle. Das Thal der Sonna war für Editha eine starke Versuchung, so daß sie endlich nachgab, indem sie sich sagte, daß die Gesellschaft der guten Alten sie nicht hindern würde, ganz allein durch die Pfade zu wandeln und zu träumen. Aber Margei war nicht die Frau, sich solch' eine schöne Gelegenheit entgehen zu lassen; dieser Spaziergang war ein festliches Ereigniß für sie, und sie rechnete darauf, ihn auf's Ausgiebigste zu genießen. Sie stand steif aufgerichtet auf ihren neuen Holzpantoffeln, mit einem großen Tuch um den Kopf nach bergamasker Art, das sie halb bedeckte, und mit einer schönen schwarzrothgeblümten Schürze geschmückt. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf die Kochöfen, damit während ihrer Abwesenheit kein Unheil passire, dann gab sie der Küchenmagd noch einige Befehle und verließ endlich die Küche mit der ganzen Würde eines Ministers, der einen

Augenblick die Zügel der Regierung fallen läßt.

Editha war eine Weile etwas bestürzt, sich als Aristokratin par excellence plötzlich mit einer Bäuerin auf einem einsamen Bergpfade in vertraulicher Unterhaltung zu befinden, und was noch mehr bedeutete, diese Unterhaltung interessirte sie sogar. Denn man muß bemerken, Margei plauderte sehr nett. Der gute Gedanke, der so oft in so vielen Kunstwerken, in so vielen akademischen Reden fehlt, leuchtete immer durch jedes Wort der bergamasker Bäuerin; ein gewisser natürlicher Menschenverstand und Mutterwitz würzte sie. Editha lernte zum ersten Mal in ihrem Leben, daß man die Seele auch unabhängig von der Poesie erheben kann, und daß auch das Volk höheren Gefühlen, guten und schönen Zielen zugänglich ist. Die Bäume, die Steine und das Wasser der Sonna führten an diesem Tage eine ganz andere Sprache; vielleicht war es Margei's Einfluß, gewiß ist es, daß Editha sich sanfter und besser vorkam; ihre Ideen waren weniger hochtrabend, aber unendlich tröstlicher und ruhiger.

Die Natur übt ihren Zauber nur auf Diejenigen aus, die dafür empfänglich sind. Für den, der zerstreut und achtlos vorübereilt, wird ein Blatt immer nur ein Blatt bleiben! Editha begann, weniger auf sich selbst zu achten; sie öffnete ihr Herz neuen Empfindungen, sie empfand nie geahnte Freuden und entdeckte Welten, die ihrer Aufmerksamkeit werth waren. Als sie bei der Mühle vorüberkamen, wendete Margei den Kopf, um die Müllerin, die auf der Erde saß und die ersten Schritte ihres Kindes leitete, zu grüßen. Ohne sich aufzuhalten, doch mit freundlichem Lächeln sagte die Alte zu ihr: „Gedeiht der Kleine gut? Er ist schön und munter, Gott erhalte ihn Euch weiter so!"

Es waren nur wenige Worte, weder geistreich noch erhaben, aber sie genügten, um das Gesicht der Mutter zu verklären. Editha hatte diese Worte niemals gefunden, — sie war doch auch so oft bei der Mühle vorbeigegangen, und wie oft hatte sie die Müllerin das Kind gängeln sehen. Jetzt beneidete sie Margei den dankbaren Blick, welcher ihre Höflichkeit belohnte, und um sich auch etwas Aehn-

liches zu verdienen, kehrte sie nochmals einige Schritte zurück, um den Kleinen zu liebkosen.

„Angenehmen Spaziergang, Fräulein!“ sagte die Mutter.

„Danke!“ antwortete Editha. Und es schien ihr, als wenn der freundliche Wunsch der armen Frau sie auf dem Wege begleitete und sie mit frohen Hoffnungen erfüllte.

Ein frischer, frühlingsartiger Duft erfüllte das Thal mit Wohlgeruch; am Ufer des Flusses sproßten Gänseblümchen, mit ihren weißen Köpfchen auf die rosigen Kelche geneigt. Editha pflückte sie und küßte sie mit dem naiven Entzücken eines Schulmädchens in den Ferien.

Die alte Margei setzte ununterbrochen mit kleinen, regelmäßigen Schritten, wie die Bewegung eines Pendels, ihren Weg fort; mit den Händen hielt sie ihr weites Kopftuch fest und suchte möglichst die Unebenheiten des Weges zu vermeiden, um ihre neuen Pantoffeln nicht zu verderben.

„Aber wohin gehen wir denn eigentlich?“ fragte Editha, da sie bemerkte, daß der Weg langsam bergauf führte.

„Sie werden ja sehen!“ antwortete die Alte mit geheimnißvollem Lächeln.

Dichte Gebüsche von Nußbäumen, Eichen und Kastanien umgaben den Weg, die Sonna verschwand manchmal hinter einem Hügelvorsprung, aber man hörte immer ihr sanftes Geplätscher zwischen dem Gestein, sie flüsterte süße Cadenzen, und dann wieder feierliche, in dieser erhabenen vollkommenen Stille. Auf halber Höhe zog eine reizende Aussicht Editha's Blicke an. Es war ein kleines, einfaches, reinliches Häuschen, wie eine Dryade zwischen den schattigen Büschen hervorleuchtend und von einem Kranz blühender Oleander, welche es wie ein rosiger Schleier schmückten, umgeben. Die schönen, neuen Flachwerke des Daches glänzten in der Sonne, und eine ganze Familie Tauben versammelte sich auf der Dachrinne und bevölkerte dann die Zweige des Epheus, der, bis zur höchsten Spitze hinaufklimmend, die Mauern bekleidete. Eine ländliche Kunst, weit entfernt von jeder Gesuchtheit, hatte hier eine Art natürlichen Luxus um dieses Häuschen geschaffen, der aus Blumen, herrlichen Bäumen, Sonnenschein, Vögel-

gezwitscher, Harmonie und Frieden bestand. Ein sehr schöner Jagdhund schlief auf der Schwelle; ein zahlreiches Hühnervölkchen belebte den Hof; ein Mann saß im Schatten eines Nußbaumes, er besserte ländliche Geräthe aus und trillerte ein altes Soldatenliedchen.

„Was sagen Sie dazu, Fräuleinchen? Erscheint Ihnen dieses schöne Fleckchen Erde nicht wie ein Paradies?“ rief triumphirend die alte Margei.

„Ja, wirklich, es ist wunderschön hier,“ sagte Editha. „Kennst Du den Besitzer des Hauses?“ Anstatt dem Mädchen zu antworten, rief Margei den Mann an:

„He, Gevatter Checco, seht Ihr nicht, daß Fremde kommen?“

„Ach . . . die Margei!“ rief dieser, sich voller Freude erhebend und mit einer gewissen Neugier das Fräulein betrachtend. Dann fügte er mit jener offenen Höflichkeit, die den bergamasker Landleuten angeboren ist, fort: „Ist das Ihre Herrin?“

„Nein, es ist eine Freundin meines Fräuleins. Ich bin gekommen, um Euch

den Tausendguldenkrautsamen zu bringen; der Herr Johannes weiß, was das ist."

„Es ist gut; aber tretet nur inzwischen ein. Der gute Herr ist niemals zu Hause. Heut ist er nach Bergamo gegangen, um eine Maschine zu besichtigen, die den Leuten sehr nützlich sein wird, die auf dem Berg arbeiten müssen!"

„Ich wußte, daß er nicht zu Haus ist," unterbrach ihn Margei, „ich habe ihn heut Morgen in Bartolo's Omnibus vorüberfahren sehen und dachte gleich: Herr Johannes geht nach Bergamo."

Diese Erklärung war nothwendig. Editha war schon im Begriff, der dummen Alten einen derben Verweis zu geben, daß sie sie in das Haus eines Fremden gelockt, aber als sie sich in der heiteren, friedlichen Umgebung umsah, begriff sie wohl den Zweck ihres Ausfluges und überließ sich von Neuem dem Vergnügen ihrer doppelten Empfindungen, die noch lebhafter durch den Namen wurden, den sie nicht mehr gleichgiltig hören konnte.

Die Gestalt des Herrn Johannes erschien ihr bei jeder Biegung des Weges; sie sah ihn leibhaftig vor sich mit seinen schönen glänzenden Augen, seinem so

guten schönen Lächeln. Sie dachte an seinen langen, weichen, kastanienbraunen Bart und seine stolze offene Haltung. Margei und Checco zeigten ihr durcheinander eine Menge Sachen, Blumen, Thüren, Waffen und Maschinen und sagten:

„Hier ist der Kaninchenstall, da der neueste Hühnerstall, oben der Taubenschlag; dort unten das Gewächshaus, im Hintergrund die Ställe; auf der einen Seite das Fruchthaus, auf der anderen die Officin für die Experimente!“ Sie begriff Nichts. — Sie wandelte wie eine Somnambule umher — und sah immer darüber hinweg, in eine phantastische Welt, den Duft der Oleander einathmend, an die Käfige der Vögel anstoßend und in der That nicht wissend, was sie thaten. Vor einer verschlossenen Thür stand Checco bedauernd:

„Das ist des Herrn Johannes Zimmer, es sind so viel schöne Sachen darin, aber er führt den Schlüssel immer mit sich!“

Was dachte sie? Sie wußte es selbst nicht. Wie im Traum ließ sie ihr Sträußchen fallen und ging stumm

und entzückt weiter, während Margei ihr in's Ohr raunte:

„Herr Johannes ist ein großer Mann!"

Die Rückkehr hatte nicht weniger Reize für Editha. Bei jedem Baum sagte sie: Er ist hier vorübergegangen. Bei jedem Fußsteig: Er hat ihn überschritten. Und wo die Sonna brausend gegen die Ufer schäumte und die Blumen und das Moos benetzte, sagte sie: Er hat sie angeschaut und so wie ich sie betrachtet. — Eine unendliche Wonne erfaßte sie, ein süßes Entzücken, als wenn sie Opium getrunken hätte, und ihre erregte Phantasie trug sie halb träumend in das Reich der Luftschlösser und blauen Träume.

* * *

Am nächsten Morgen nach diesem schönen Tage erschien Herr Johannes, wie ein heraufbeschworener theurer Schatten der ganzen vergangenen Nacht, und versuchte, mit einem leichten Anflug von Verlegenheit, seinen Besuch zu entschuldigen. Editha erröthete sehr, als sie seine Augen auf sich gerichtet fühlte, die

tausend Funken sprühten. Bruno war bleich und niedergeschlagen und reichte ihm stumm die Hand; die Schwermuth des armen Vaters warf einen düsteren Schatten auf das Glück der beiden jungen Leute, die nicht zu sprechen wagten, — sich aber stumm ansahen, und durch dieses unschuldige und verrätherische Sich-versenken drang mehr als jemals der erste Liebesrausch in ihre Herzen; jenes unwissentliche Entzücken, wo von der einen Seite die vollkommenste Unwissenheit, von der anderen eine edle Zurückhaltung sie wie mit einem duftigen unbestimmten himmlischen Schleier umgiebt.

Seine Blicke sagten: Ich weiß, daß Sie gestern in meinem armseligen Häuschen gewesen sind, ich habe noch den Duft geathmet, den Sie hinterlassen, ich habe den Eindruck des kleinen Fußes gesehen, ich habe Ihren Athem gespürt und die Blumen geküßt, die Sie mitleidig auf meine Schwelle fallen ließen . . ." Editha verstand jedes Wort dieser stummen Erklärung, und ihre Herzschläge wurden von der tiefen Bewegung beschleunigt. Bruno ging ab und zu. In einem Augenblick, wo sie allein blieben, nahm Johannes ein

Sträußchen Maßliebchen aus seiner Tasche, die mit einem Grashalm zusammengebunden waren; sie hatten durchaus nicht das Ansehen einer Gabe, doch bot er sie dem Mädchen einfach, wie eine selbstverständliche Sache, und sah sie mit liebevollen, sanften Augen an. Editha fühlte sich halbohnmächtig.

„Ich weiß, daß Sie diese Blumen lieben, ich habe sie am Ufer der Sonna gepflückt."

Editha sagte nicht „danke", — sie nahm sie still. Beider Verwirrung war so groß, daß, als Bruno eintrat, ohne daß sie es bemerkt hatten, seine Stimme sie zusammenzucken ließ; Editha, zu klarem Bewußtsein zurückgekehrt, glaubte einen großen Fehler begangen zu haben, den sie mit ihrem ganzen Leben büßen müßte. Die Liebe hatte sie ganz plötzlich überfallen. In diese stolze Seele war sie stürmisch als Herrscherin eingezogen; sie fühlte sich besiegt und unterjocht, bevor sie noch gekämpft hatte. Dieser aufgeregte Zustand dauerte zwei oder drei Tage an. Die Aufregung stieg, Ruhe war ihr nicht mehr vergönnt, ein Wirbelwind von widerstreitenden Gefühlen beraubte sie der

Herrschaft über sich selbst und machte sie zur Erfüllung ihrer Pflichten untauglich. Wie oft wiederholte sie sich den Vers Leopardi's: „Ohimè, se quest è amor, com ei travaglie!“ („O Gott, wenn das die Liebe ist, wie sehr sie wühlt!“)

Aber die Reaction blieb nicht aus; sie kam, was bei ihrem hochmüthigen Charakter nicht zu verwundern ist. Wer war denn schließlich dieser Herr Johannes? Schön und sympathisch und intelligent wohl! Aber was war er? Der Sohn eines armen Organisten — und er selbst ein armer Viehhändler, ein Bauer, ein Arzt ohne Diplom!

Dieses weiße elegante Häuschen, jene mit Oleander umkränzte Einsiedelei, enthält sie etwa noch Höheres als landwirthschaftliche Geräthe, Samen und Thiere. Nicht ein Buch — o sie war dessen sicher! Konnte zwischen den Gedanken des Herrn Johannes und den ihrigen eine Sympathie, ein Verbindungsglied existiren? Konnte er sie verstehen? Konnte er sie lieben? Seine natürliche Eleganz, sich zu benehmen, war angeboren, seine exacte, fast gewählte Sprache konnte nur von einer da und dort gesammelten ober-

flächlichen Bildung herrühren, die noch durch ein ausgezeichnetes Gedächtniß unterstützt wurde. — Was hatte er geleistet, ehe er sich in dieses Thal zurückzog? Nichts. Er war müßig gegangen, wie fast alle jungen Leute kleiner Orte, wo der Wissensdrang und Anreiz fehlt; er hatte kaum die untersten Klassen durchgemacht und dann auf seinen Lorbeeren ausgeruht; die bösen Zungen sagten klar und deutlich, er habe in der Stadt kein Amt gefunden, wegen seiner mangelhaften Studien. Er war also ein Mensch, der seinen Beruf verfehlt, eine gescheiterte Existenz; seine Popularität genügte nicht, ihn in den Augen Editha's zu heben. Johannes mußte für seine niedrige Herkunft büßen — er war aus dem geistigen Eden Editha's verbannt. Mit einem Wort, sie liebte ihn vielleicht, aber sie schämte sich seiner. — Der Kampf wüthete heftig — häufige Niederlagen — der Sieg ungewiß! — Sie sah ihn oft. Alle Tage zu einer bestimmten Stunde kam er an ihrem Fenster vorüber, manchmal trat er auch ein, um Erkundigungen über die Kranke einzuholen. Sonntags in der Kirche fühlte sie ihn schon, bevor sie ihn noch an dem

Pfeiler neben dem Weihwasserbecken stehen sah; mit weitgeöffneten, liebeglühenden, gedankenvollen Augen blickte er um sich. —

Eines Abends trafen sie sich zufällig im Hofe, es war Mondschein, keins von Beiden sprach; sie standen ganz nahe beieinander, aber sie berührten sich nicht; sie hatten sich noch nie die Hand gedrückt, so lange sie sich kannten. Doch ein Zug von Sehnsucht umspielte ihre Lippen:

Il piacer con l'ali d'oro
E colla faccia candida e vermiglia
Volara per lo ciel sopra di loro.

Als Editha erwachte (denn sie war wie in Verzückung) und in's Haus trat, berührte Johannes den Platz, wo das junge Mädchen gestanden, mit seinen Lippen.

* * *

Wieder eine Reaction!

„Wie kann man immer in diesem Dorfe leben?" fragte Editha eines Tages Johannes, als sie sich besonders stark fühlte. — Er lächelte traurig, ehe er antwortete:

„Und Sie möchten nicht hier wohnen?"

„Ich weiß es nicht; aber mir scheint, ein Mann müßte darnach streben, in der

Welt zu leben, anstatt in diesem verlorenen Winkel!" —

Eine Gegenrede schwebte schon auf seinen Lippen, doch er hielt sie zurück und sagte ruhig:

„Ich bin glücklich. Was könnte mir die Welt mehr bieten?"

„Glauben Sie denn, daß es keine höheren Freuden giebt?" rief Editha pikirt.

„Höhere kenne ich nicht; bessere sicherlich nicht!"

Bruno, der gerade zugegen war, stimmte dieser Erklärung mit Wärme bei.

„Wenn ich die Sonne hinter den Tannen des Berges aufgehen sehe, wenn ich den Mond betrachte, der sich in dem Gebirgsbach spiegelt, und bedenke, daß diese Gestirne einer Menge von geschäftigen Menschen leuchten, und mir den Zorn, Haß, die Verleumdung, das Elend und die Nichtswürdigkeit vorstelle, welche beständig diesen ungeheuren Koloß der Gesellschaft unterminiren — dann fühle ich mich ihnen allen überlegen, ich fühle mich als König in meinem kleinen Häuschen mitten im Walde."

„Er ist ein Stoiker," dachte Editha und fügte mit lauter Stimme hinzu:

„Wenn Alle so dächten wie Sie, würden wir uns noch mit Ziegenfellen bekleiden, wie der heilige Johannes der Täufer, und Wurzeln würden unsere einzige Nahrung bilden!“

Johannes antwortete scherzhaft:

„Ist die Welt vielleicht fortgeschritten — die moralische Welt, nach der Erfindung der englischen Cakes und der Straßburger Pasteten?“

„Ei seht! woher kennt er diese Dinge?“ dachte Editha wiederum.

„Wenn der Zweck des Lebens das Glück ist, welches Jeder sucht, dann ist die Geschichte der Jahrhunderte da, die uns beweist, daß der Mensch immer unglücklicher geworden ist — immer gequälter durch seine eigenen Gedanken, von Bedürfnissen gequält — ein Opfer und Sklave, er ist kränker und thörichter geworden, jetzt wo er Hand in Hand mit der Wissenschaft geht!“

„Ach nein!“ rief Editha. „Sie werden mich nicht glauben machen, daß die materiellen Genüsse eines rein thierischen Lebens den Menschen für die göttlichen Freuden des Geistes entschädigen können!“

Eine lebhafte Röthe färbte die braunen Wangen des Johannes; er schien wirklich gekränkt.

„Der Mensch, welcher inmitten der Natur lebt und sie befragt und ihre Geheimnisse zu ergründen sucht, der Mensch, der gewöhnt ist, in der stillen Bergwelt mit den unsichtbaren Geistern zu reden in den bescheidenen Hütten des Thales und mit den enterbten Geschöpfen, der Mensch, welcher die Barmherzigkeit zum Führer hat, die Liebe als Fackel trägt" — er hatte mit Ruhe begonnen, aber seine Stimme belebte sich, während er sprach, und seine Augen blitzten — „und der den hehren Namen der Tugend täglich seinen verbannten Brüdern zuruft, anstatt ihr Reime in einem Goldschnittband zu widmen, dieser Mann führt ein thierisches Leben, mein Fräulein?" —

Editha war des Streites müde. In diesem Augenblicke war ihr Johannes verhaßt. Sie gestand sich selbst, daß sie nie mit jenem Manne übereinstimmen könne, daß sie sich in keinem Punkt verstünden und es nicht der Mühe verlohnte, über ein Gefühl zu streiten, welches er garnicht begreifen konnte. Sie schwur

sich, nicht weiter zu sprechen — doch ihn auch nicht anzusehen? Da fühlte sie, wie die Liebe schon wieder die Oberhand bekam und sich ihrer bemächtigte. Unter dem Eindruck dieser leidenschaftlichen, jetzt durch innere Kämpfe so melancholischen Augen fühlte Editha die Pfeile des unbekannten Tyrannen. Es gab keine größere Qual für sie, als die Kämpfe ihres Herzens mit ihrem Stolze — zwischen den alten Vorurtheilen und den neuen mächtigen Empfindungen.

Bemerkte Johannes diesen Kampf? Vielleicht doch, denn sein Blick, der selten das junge Mädchen verließ, zeigte nicht das Glück erwiderter Liebe, sondern oftmals eine innere Angst, die kaum bezähmt aus seinen Augen leuchtete. Als Johannes an diesem Abend nach seinem Häuschen, auf den vom Mondschein beleuchteten, verschlungenen Pfaden zurückkehrte, war er sehr nachdenklich. Die Bäume, welche über seinem Haupte säuselten, die murmelnde Sonna, die sich in Silberwindungen auf dem sammtartigen grünen Teppich des Thales schlängelt, hatten nicht die Macht, ihn zu zerstreuen. Betrübt und in sich gekehrt erstieg er den

Oleanderhügel, ohne, wie er es sonst gewohnt war, sich aufzuhalten, um den Duft der Blumen einzuathmen, ohne den geheimnißvollen Stimmen, welche ihm sonst aus den rosenfarbenen Kelchen zuflüsterten: „Editha! Editha!“ zu lauschen. Er wandte auch den Kopf nicht nach oben, um seine Tauben zu begrüßen, und hörte nicht die bezaubernde Nachtigall, welche zwischen den Zweigen des Nußbaumes ihre Liebeshymnen sang. Er schloß sich in sein Zimmer ein, und der gute Landmann, der, bevor er schlafen ging, die Runde um's Haus machte, sah ihn am Tisch sitzen und die Hände vor's Gesicht gebreitet halten.

Dritter Theil.

Liebe.

Aime, et tu renaîtras!
Musset.

In ihrem neuen Wirkungskreis, der sie nach seiner egoistischen Natur lebhaft beschäftigte, hatte Editha's edles Herz doch die arme Amarillis nicht vergessen! Dieses engelgleiche, traurige Wesen kehrte ihr immer wieder in's Gedächtniß zurück, sie sann darüber nach, wie sie sie aus jenem schrecklichen Hause befreien könnte, wo sie so resignirt ein Leben führte, das schlimmer als der Tod war. Die Gelegenheit dazu bot sich eines Tages, als Editha in ihrem Pflichtgefühl bei der Kranken wachen wollte, und ihre Kräfte sie im Stich ließen. Bruno verbot es ihr ganz bestimmt, obwohl er sehr in Verlegenheit war, eine geeignete intelligente Krankenwärterin, die besonders vor Allem geduldig war, zu finden. Da überlegte Editha,

daß es möglich wäre, die Pflege Rahel's mit Amarillis zu theilen; eine bessere Krankenpflegerin und geeigneter für diese Functionen konnte man sicherlich nicht finden. Bruno nahm ihren Vorschlag mit Freuden an und bat sie, sogleich an ihre Tante zu schreiben. Er sah wohl ein, daß die langwierige Krankheit seiner Tochter eine sorgfältige Pflege, zu jeder Stunde, zu jedem Augenblick Dienste erforderte; eine Person mußte in dem Zimmer der Schwindsüchtigen schlafen, und Bruno wollte es Editha, die noch so jung war, nicht erlauben, da sie sich zu sehr der Gefahr der Ansteckung aussetzte.

Infolge dieser Berathung hielt eines Morgens Ende Juni der Omnibus Bartolo's, der die Verbindung nach der Eisenbahn besorgte, vor dem Hause; ein langer magerer Fuß erschien auf dem Wagentritt, gefolgt von einem schwarzen Orleanskleide, welches schon sehr fadenscheinig aussah, und wie die Krone des Gebäudes ein seltsamer kastanienbrauner dachartiger Strohhut. Das gute alte Mädchen war erschrocken und eingeschüchtert, denn sie war in ihrem Leben noch nie so weit gereist, auch der Anblick des sauberen,

heiteren, mit Blumen und Vögelein geschmückten Häuschens, mit den matten grünen Jalousieen, voll Sonnenschein und Licht überraschte sie, sodaß sie es kaum wagte, einen Schritt vorwärts zu machen. Bruno ermuthigte sie liebenswürdig, und Editha umarmte sie herzlich.

„Du wirst sehen,“ sagte sie ihr leise in's Ohr, „welch' schönes Haus, und wie liebe Leute das sind!“

Vom Vorhaus aus, das mit einem großen Baumwollenzelt bedeckt war und nach dem Hof und Garten führte, sah man fast die ganze Küche mit ihrem gemüthlichen, immer brennenden Herd, den rothen Kacheln, den leuchtenden Töpfen und Casserolen; es machte einen festlichen Eindruck des Reichthums, der geeignet war, das Herz zu erfreuen.

Die alte Margei, die Königin dieses Palastes, kam sauber und fein, mit ihrem weißen Musselintuch angethan und den goldenen Ohrgehängen, und machte der Fremden ihre artigsten Reverenzen. —

Amarillis betrachtete diese lebhafte, frische Frau, die wohl 10 Jahr älter als sie war und doch jünger erschien; sie mußte sich in dieser heiteren sonnigen

Umgebung, in dieser Sauberkeit und wohleingerichteten Wirthschaft sehr glücklich fühlen, dachte sie; dabei betrachtete sie sich selbst in ihrem armseligen schwarzen Kleidchen, dem bleichen hageren Gesicht, und sie schämte sich beinahe. Editha verstand die Regung ihrer Tante. Sie hatte ja die grausige Höhle der Spiccorlai und das elende Lager der armen Frau kennen gelernt, sie hatte Mitleid mit dieser ersten Befangenheit der Ueberraschung und nahm sie bei der Hand, um sie zu Rahel zu führen. Dort erholte sie sich etwas von ihrer Verlegenheit. In Ausübung ihrer Pflichten fühlte sie sich gleich zu Hause; sie nahm ihren Hut ab und legte ihn auf einen Sessel, voller Vorsicht, damit die Bänder die Erde nicht berührten. Aus einer Handtasche, die sie am Arm trug, entnahm sie eine Schürze und band sie um, so trat sie sogleich ihr Amt an. Sie erschien gleich so vertraut mit ihren Pflichten, als wenn sie immer an jenem Bett gesessen. Ihre Schuhe machten kein Geräusch, sie stellte die Gläser hin, ohne anzustoßen, und setzte sich auf den Lehnstuhl am Fußende des Bettes mit einer so sorgsamen zufriedenen Miene, als wenn

sie die Absicht hätte, sich nie mehr fortzurühren. Und da Rahel die Augen schloß und, wie sie sagte, einige Stunden ruhen wollte, zog Amarillis ein Strickzeug aus ihrer Tasche und fing an, ganz still an ihrem Strumpf zu arbeiten. Nur ihre Augen, die von der mechanischen Arbeit nicht gefesselt waren, blickten heiter und zufrieden um sich; sie betrachtete die schönen blauen Tapeten mit den luftigen Gardinen. Alles erschien ihr wie ein Traum — ein sonniger Jugendtraum, wie sie deren so viele in dem dunklen Verschlag bei ihrem Bruder gehabt hatte . . . wie sie nie wieder zu erleben glaubte.

* * *

Nach und nach richtete sich das gute alte Fräulein häuslich ein. Rahel, die von ihr verwöhnt wurde, konnte nicht mehr eine Stunde ohne sie sein; Bruno empfand, daß eine Mutter nicht sorgsamer sein konnte, — und Margei, ach Margei hatte mit ihrem feinen Tact sofort herausgefunden, daß sie eine tüchtige, intelligente Hausfrau vor sich hatte. In verschiedenen Gesprächen hatten sie sich gegenseitig erbaut, und alles das erhöhte

das Glück Amarillis', die nie vom Schicksal derartiges erwartet hatte. Es war in der That kein gesichertes Glück, denn mochte nun Rahel genesen oder sterben, die Höhle der Spiccorlai erwartete sie wieder. — Aber sie wollte sich jetzt damit nicht quälen. Ihr Bruder hatte ihr den Aufenthalt in dieser Oase gestattet — warum sollte sie an die Wüste zurückdenken? Vernünftiger war es, das gegenwärtige Glück zu genießen und der Vorsehung dafür dankbar zu sein und sich sonst ruhig und freundlich der Zukunft anheimzugeben. — Die ganze Nacht und den größeren Theil des Tages brachte sie im Krankenzimmer zu und entfaltete ein wahres Talent zur barmherzigen Schwester; die wenigen Stunden, in denen sie von Editha abgelöst wurde, verursachten ihr einen zehnfachen Genuß durch die tiefe Befriedigung, sie ging im Hof und in dem kleinen Garten spazieren; sie blieb bei jeder Blume, bei jedem Stein stehen, betrachtete den Flug der Schwalben — den herrlichen blauen Himmel, die Berge, das Gras und den Thau; jedes Seidenraupennest, die Grillennester, die lieblichen Schmetterlinge, all'

diese kleine Welt, die sie während ihres vierzigjährigen Lebens nie Gelegenheit hatte zu beobachten. Sie saß voller Entzücken auf der Schwelle der Küche, im Sonnenschein, welcher durch das Zelt gemildert wurde, tausend Atome ohne Namen, Staubkörner, Fliegen und Insecten wirbelten darin herum, der Natur entrissene Molecüle, welche unter neuen Formen neue Wesen bildeten und inzwischen fast unbemerkbar in einer Lichtmasse umhergaukelten. Aus der Küche strömten warme würzige Düfte; und die Katze schlief, indem sie nur das eine Auge geschlossen hielt, das andere, auf die Beute begierig, offen ließ. — — —

Alle diese Kundgebungen materiellen Wohlseins verschmolzen sich in vollkommener Harmonie mit den reinen gesunden Ausdünstungen der Natur. — An Rahel's Bett waren ihre Empfindungen anders geartet, aber ebenso süß. In ihrer großen Herzensgüte behielten die Liebe und das Mitleid die Oberhand; wenn sie sich Anderen widmen konnte, ihnen Gutes thun, dann war sie so fröhlich wie über eigenes Glück. Sie wurde niemals ungeduldig noch nervös, die Zufriedenheit,

welche sie um sich verbreitete, wurde ihr durch Dankbarkeit und Zuneigung vergolten. — Die Krankheit war in ein anderes Stadium getreten. Der kühnen Sicherheit der ersten Zeit folgte eine plötzliche Muthlosigkeit, eine wahnsinnige Furcht, eine schreckliche Angst vor dem Tode. Sie weinte, sie flehte ihren Vater, den Arzt, Alle, die sie umgaben, an, sie nicht sterben zu lassen. Sie wollte aufstehen — sie glaubte, ein fester Wille müsse die Krankheit besiegen. Sie verlangte nach Kleidern und Schmucksachen, ja sie sprach sogar von Reisen und hatte einen brennenden Durst nach Genuß, Vergnügen, — jung und glücklich zu sein. In solchen traurigen Augenblicken erkannte man erst recht den Werth und Nutzen Amarillis'. Editha konnte diese herzzerreißenden Kämpfe der Sterbenden nicht ruhig mit ansehen, der Vater stand mit trockenen gläsernen Augen und lächelte wie eine Marionette; er machte den Eindruck, als wenn er von einem Tag zum andern den Verstand verlieren könne. Nur Amarillis allein blieb standhaft — sie beruhigte und tröstete. Ohne eigentlich religiös zu sein, besaß sie doch die Gabe

Derjenigen, welche ein reges Seelenleben führen — eine begeisterte Beredsamkeit. — Editha bewunderte immer mehr diese wunderbare Frau, so erhaben in ihrer Einfachheit, so rührend in der Bescheidenheit, sie zog unwillkürlich einen Vergleich mit sich selbst — dieser fiel sehr zum Vortheil Amarillis' aus. Aber Editha mußte gerade, um Jemand lieb zu gewinnen, ein Wesen höherer Art finden, ihr Hochmuth gestattete ihr nicht, Jemandem anzuhängen, außer höheren als sie selbst. Jetzt bedrückte sie nur ein Gedanke, Amarillis ihr Geheimniß anzuvertrauen, ihre Kämpfe und Qualen, und ebenso aufrichtig ihr Entzücken. Wie alle Liebenden hatte sie den Namen des Geliebten auf der Zunge, sie hätte ihn ewig wiederholen mögen, wie das Ritornell eines Liedes, das ihr Herz im Geheimen sang.

* * *

Doch es war jetzt keine geeignete Zeit, von Liebe zu sprechen. Rahel ging mit Riesenschritten ihrer letzten Stunde entgegen, die Trauer lag schon so zu sagen in der Luft. —

In der zweiten Hälfte des August trat eine vorübergehende Besserung ein, dank der Jugendkräfte, die der Schwindsucht ihr Opfer streitig zu machen suchten; ein Hoffnungsstrahl belebte den armen Vater. Editha und Amarillis achteten stillschweigend diese beglückende Täuschung. Rahel konnte zeitweise das Bett verlassen, und sofort entstanden wieder um so lebhaftere Wünsche, um so hartnäckiger, da sie krankhaft waren. Unter Anderem bezeigte sie einen Wunsch mit besonderer Beharrlichkeit. Die Zeit der Weinlese nahte heran, und sie sagte ihrem Vater, sie wolle um jeden Preis daran theilnehmen. Bruno versuchte es, durch Amarillis' Vermittelung, es ihr auszureden; doch der Arzt setzte dem Wunsch keine Schwierigkeiten entgegen. Was konnte diese unschuldige Nachgiebigkeit einem schon vom Tode gezeichneten Wesen schaden? Herr Johannes hatte einen kleinen Weinberg, in welchem die Trauben schon reif waren; er stellte ihn der Kranken zur Verfügung. Ein Wagen sollte sie hinbringen, und ein improvisirtes Ruhebett unter den Weinreben sollte ihr zur Ruhestätte nach den Strapazen dienen. — Man wählte einen

prächtigen warmen und stillen Tag. Die kleine Gesellschaft langte gegen 2 Uhr Nachmittags am Weinberge an und nahm im Schatten unter dem grünen Pavillon, den schon die ersten röthlichen Zeichen des Herbstes färbten, Platz. Herr Johannes machte die Honneurs des Hausherrn mit Bescheidenheit und unbefangen. Editha betrachtete ihn heimlich und dachte: Schade! Er ist so liebenswürdig, und wer weiß, ob er eine Seite ohne Fehler schreiben kann! Herr Johannes, als eifriger Arbeiter, machte sich keine Scrupel daraus, sich unter die Bauern zu mischen, ihnen mit Worten und Beispiel zu helfen, er trug selbst die großen, mit Weintrauben gefüllten Körbe und hielt die Mädchen im Auge, damit sie nicht die Rebschößlinge verdürben. Er hatte ein weißes Hemd an, doch um die Handgelenke war es schon unsauber, was Editha ein flüchtiges Erröthen verursachte. In diesem Augenblick kam ein Mann, der einen leeren Wagen leitete, in den Weinberg. Johannes überwachte mit ruhiger Würde den Transport der Körbe, er war aufmerksam und fest auf seinem Posten und notirte Alles in ein kleines Notizbuch. Eine Frau strauchelte und fiel. Er half

ihr wieder auf und fragte sie, ob sie sich weh gethan habe. Er sprach mit Allen liebevoll, mehr wie ein Freund denn als Herr, und eben diese familiäre Vertraulichkeit ärgerte Editha; er wurde darüber ganz melancholisch, indem er dachte, daß zwischen ihm und dem Mädchen ein unüberschreitbarer Abgrund sei. Unter einer Weinlaube auf dem Rasen sitzend und die Augen auf den weiten Horizont gerichtet, genoß Amarillis das Schauspiel. Die Kranke richtete ihre gewöhnlichen dringenden langweiligen, schon hundert Mal wiederholten Fragen an sie; Amarillis antworte ihr immer mit gütigem Lächeln. Bruno schaukelte mit einem Fuß und trällerte fröhlich ein Lied, als wenn er ganz von dem Vergnügen der Weinlese eingenommen wäre, dabei dachte er: Wie wird es im nächsten Jahre sein? Er achtete aufmerksam auf jeden Hustenanfall, dessen Schall in seiner Brust wie eine Mitrailleuse einschlug und ihm das Herz zerriß. —

„Ach," sagte Amarillis, „diese armen Schößlinge trauern jetzt, da sie der Früchte beraubt werden, die sie genährt, aber der Tag wird kommen, wo sie frohlocken

werden. Denn der Trost erblüht neben ihrem Schmerz. Alles wird belohnt!“

„Alles?“ murmelte Bruno automatisch.

„Ja, Alles, denn die Hoffnung ist im Herzen des Menschen eine zweite Vorsehung, und Niemand kann sagen, was uns die Zukunft beschert.“

Herr Bruno war Amarillis für ihre trostreichen Worte dankbar; wenn Rahel nicht zugegen gewesen wäre, hätte er ihr die Hand gedrückt — so konnte er ihr nur durch einen Blick seine Erkenntlichkeit zeigen. Das arme alte Mädchen, welches nicht auf solchen Erfolg rechnete, wurde darüber ganz verlegen. Indessen war die Weinlese beendet worden. Johannes kam in die Laube und setzte sich auf einen umgestülpten Korb. Editha wich seinem sanften, zuweilen etwas traurigen Blick nicht aus und stellte sich die gewöhnliche Frage: Liebe ich ihn, oder liebe ich ihn nicht? Er liebte sie, man sah und merkte es an jeder seiner Handlungen, seinem Lächeln, der plötzlichen Veränderung seines Gesichts. Editha fühlte, wie sie diese Liebe sanft durchdrang, und dennoch zögerte sie. Sie hatte einen Abscheu vor einem Leben in kleinlichen Verhält-

nissen, zwischen gewöhnlichen Beschäftigungen und niederen Gefühlen. Sie war zu sehr von den phantastischen Träumen des Vaters eingenommen; wie eine Schwalbe, die in einem Adlernest aufgewachsen ist, verachtete sie, sich ein anders geartetes Nest zu bauen. Sie hätte sich gern selbst geändert, doch die göttliche Flamme, die solches bewirkte, war noch nicht mächtig in ihr. Sie kehrten Alle zusammen zurück und betrachteten die schöne Landschaft und lauschten dem Gesang der abziehenden Winzer. Gleich nach ihrer Rückkehr begab sich Rahel, vom Vater und Amarillis gestützt, in ihr Zimmer, sie mußte sich sofort zu Bett begeben; sie sollte es lebend nicht wieder verlassen! Editha war zurückgeblieben, um die Thür zu schließen, und erwartete den Abschiedsgruß von Johannes. Sie standen Beide stumm da mit gesenkten Augen und waren so verwirrt, wie vor einer großen Offenbarung. Und gerade diese war es, welche Editha am meisten fürchtete. Als sie so nachdenklich dastand, fühlte sie ihre Hand plötzlich ergriffen. Johannes sprach nicht, aber als ihre Hände so verbunden, fanden sich auch ihre Augen,

und ihre Bewegung war so lebhaft, daß Editha ihre Hand loslöste, und Johannes sie auch nicht zurückzuhalten wagte, nur schien es dem jungen Mädchen, während er sich abwendete, um fortzugehen, als wenn ein weicher warmer Druck ihre Fingerspitzen berührt hätte. —

*   *
*

Am Tage darauf konnte Rahel sich nicht mehr erheben, dennoch sagte sie: „Ich fühle mich wohl, es ist nur ein wenig Trägheit; die lange Gewohnheit des Bettliegens macht mich faul!“ — Sie verlangte nach Editha; sie wollte allein mit ihr bleiben; sie ließ sich ein Spiel Karten geben und legte sich dieselben, um zu sehen, ob sie einen blonden oder schwarzhaarigen Mann bekommen würde. Sie bekam einen schwarzen und war damit nicht zufrieden. Sie warf die Karten ärgerlich bei Seite und schwur, daß sie keinen schwarzen nehmen wolle. Sie würde nur einen blonden und rothhaarigen mit steifem Bart und einer Cravatte à la Ruy-Blas, mit leuchtenden Manschetten nehmen, und er müsse rosa oder grün gestreifte Strümpfe, enge

spitze Schuhe und schwedische Handschuhe mit Doppelnähten tragen.

Editha unterbrach sie und fragte, ob sie diese Beschreibung in einem Modejournal gelesen habe und wo sie jemals einen ähnlichen jungen Mann zu finden gedächte.

„Hier im Dorfe nicht; aber sobald ich gesund bin, will ich wieder reisen, Du kommst mit uns, o wir werden uns amüsiren!“

Auch den nächsten Tag konnte sie nicht aufstehen, noch die nächstfolgenden. Die Schwermuth nahm wieder überhand bei ihr. Amarillis legte sich nicht mehr nieder; sie wachte die ganze Nacht an dem Bett der Kranken, die wenig schlief. Jeden Abend um präcise 11 Uhr brachte Margei aus eigenem Antrieb eine Tasse starken schwarzen Kaffee für Amarillis; die gute Frau war über ihre eigene Inspiration ganz stolz, und Amarillis bewies sich ihr sehr erkenntlich. Die beiden alten Mädchen tauschten einen traurigen Blick aus, schüttelten den Kopf und wünschten sich eine gute Nacht mit dem Gedanken: „Es geschehe, wie Gott will!“

Eines Morgens erwachte Rahel plötzlich (sie war erst gegen Morgen eingeschlummert) und sagte, sie habe einen seltsamen Traum gehabt. „Ich träumte von Dir, Editha; Du warst in der Kirche mit Herrn Johannes, Ihr waret Brautleute; Du trugst ein ganz mit Maßliebchen bedecktes Kleid, anstatt des Ringes gab Dir Herr Johannes eine kleine Sense, um zu ernten.“

Alle lächelten und fanden den Traum sonderbar. Editha wurde darüber bis in’s Innerste betroffen.

„Wenn Du vor mir heirathest,“ fuhr Rahel fort, „will ich Dir mein Perlenkreuz mit dem Brillant in der Mitte schenken; aber wenn ich zuerst heirathe, wirst Du sehen, was für ein Geschenk Du bekommst!“

Nachdem sie diese Worte gesprochen, klagte sie über einen heftigen Schmerz in der Brust, die Stimme versagte ihr plötzlich. Später fragte sie Amarillis: „Steht es schlecht mit mir?“

„Nein, Liebste, aber Du sprichst zu viel!“

Der Arzt kam und fand heftiges Fieber. Am nächsten Morgen konnte sie

kaum ein Wort hervorbringen; der Schmerz in der Brust bedrückte sie immer mehr; gegen Abend fiel sie von einer Ohnmacht in die andere, so daß das ganze Haus in Aufruhr gerieth. Bruno durchwachte die Nacht an ihrem Bette. So vergingen zwei bis drei Tage in beängstigender Ungewißheit, dann trat die Agonie ein, und eines Nachts verschied sie, ohne viel zu leiden, in den Armen ihres Vaters und Amarillis'. Niemand war sonst zugegen. Was Amarillis sagte und that, um den ersten Schmerzensausbruch des unglücklichen Vaters zu besänftigen, weiß man nicht. Diese von der reinsten Nächstenliebe erfüllte Seele hatte eine Fülle von Liebe und Muth, welche sicheren Einfluß auf das verzweifelte Gemüth ausübten und seinen Schmerz in Resignation verwandelten.

Als der Todesfall bekannt wurde, konnten weder Editha noch Margei ein Wort aus dem armen Vater herauslocken. Er war unbeweglich am Bett seiner Tochter und verbarg sein Gesicht in den Decken. Er erschien wie eine Statue. Man wollte ihn mit Gewalt entfernen, aber Amarillis bat, man möge

ihn ruhig lassen: „Es ist der letzte Tag, den er mit seiner Tochter zubringt!“

Sie besorgte alles Nothwendige. Mit Margei's Beistand traf sie die Vorbereitungen für das Begräbniß, für die Ueberführung nach dem Kirchhofe und die Kleidung der Todten. Unerschrocken und ruhig schloß sie das weiße jungfräuliche Kleid mit eigener Hand und setzte ihr den Rosenkranz auf. — In dem Augenblick, als man die Todte vom Bett aufhob, um sie auf die Bahre zu legen, stieß Bruno einen Schrei aus und wollte sich auf die theure Hülle stürzen. Amarillis hielt ihn fest und drückte ihm einen langen blonden Zopf in die Hand. . . Bruno küßte ihn voller Entzücken. Dank Amarillis blieb ihm etwas Greifbares von seiner geliebten Tochter, Etwas, was ihr lebend angehört hatte und was noch lebendig schien und sich um seine Finger schloß, wie ein letzter Gruß von ihr.

„Gott segne Sie!“ sagte er, zu Amarillis gewendet. Es waren die ersten Worte, die er nach dem Tode seiner Tochter aussprach.

* * *

Als das Begräbniß und die Messe beendet war und man der theuren Verstorbenen das Geleite nach dem Kirchhofe gegeben hatte, kehrten Editha und Amarillis voraus nach dem Hause zurück, das ihnen keine Zuflucht mehr sein konnte. Welches Geschick erwartete sie? Arme Frauen! Sie hatten kaum das friedliche Leben inmitten des Wohlstandes kennen gelernt, und schon drängte sie das grausame Geschick von Neuem in jenes Leben voller Bitterkeit und Drangsal, wo jedes Stück Brot einen Tropfen Schweiß kostet. Amarillis hatte ihr Kreuz schon vierzig Jahre getragen, sie brauchte es nur wieder aufzunehmen, aber Editha? Das gute Mädchen grämte sich weit mehr um ihrer Nichte willen, als um sich selbst. Bruno konnte man in diesen Tagen nicht um Rath fragen; außerdem kannten sie ihn nur zu gut, er würde gesagt haben: „Bleibet bei mir!“ Und daran war nicht zu denken, da der Tod Rahel's jeden genügenden Grund für ihre Gegenwart im Hause hinweggenommen hatte. Die gute Margei verstand Alles. Sie kam und ging um die beiden Mädchen herum und wagte es doch nicht, sie zu

befragen, und suchte nach einem Vorwand, um ihnen zu sagen: „Wir lieben Euch, wißt Ihr's? Warum wollt Ihr weggehen? Was werden wir hier allein, mit dem Bild der Verstorbenen im Herzen, anfangen? O, was nützt uns die schöne Sonne, die freundlichen Zimmer, der Ueberfluß, wenn Niemand sie mehr bewohnt und mit Heiterkeit belebt! Ein Vögelein ist gestorben, und die anderen fliegen davon . . . wir Aermsten!"

Amarillis nahm schwermüthig Abschied. Sie hatte niemals gedacht, immer hier leben zu dürfen; sie wußte sehr wohl, daß es nur eine vorübergehende Stellung war. Sie hatte eine weite Reise gemacht, Nichts weiter, und wie ein Pilger mußte sie sich damit begnügen, Erinnerungen mit sich zu nehmen. Wie oft würde sie diese so freundliche, von dem Zeltdach beschirmte Halle in dem Treppenverschlag ihres Bruders in Gedanken sehen! Und welch' fröhliche Erscheinungen, voller Licht und Sonnenschein und süßen Klängen und heiterem Leben, würde sie in der ärmlichen düsteren Küche ihrer Verwandten sehen! Sie setzte sich zum letzten Mal auf ihren Lieblingsplatz und sah sich mit

Innigkeit jeden Gegenstand genau an, sie begrüßte sie nacheinander wie geliebte Wesen, die sie nie wiedersehen würde: Du reizende Porzellantasse, du warst mir Gefährtin in den langen durchwachten Nächten in der Krankenstube, von deinen Lippen trank ich die Energie und Kraft. Ihr alle vertraute Freunde des häuslichen Herdes, ihr Schätze des Familienlebens, die ihr eine so verständliche Sprache zu reden versteht dem, der sich darauf einläßt, von Liebe und Eintracht — fahret fort, das Haus des edlen Mannes zu verschönen — ich kehre dahin zurück, wo es keine Liebe, keinen Frieden giebt, wo Alles düster, armselig und ungemüthlich ist. Lebt wohl, ihr munteren Mücken und glänzenden Schmetterlinge, ach, ihr werdet mir nicht folgen, und du ebensowenig, kleine Grille, Freund des gemüthlichen häuslichen Herdes und der knisternden munteren Flamme. Willst Du mit mir kommen, schöne Nelke mit den langen Blättern und purpurnen Blüthen? Aber du würdest verwelken, wahrlich — dort unten ist weder Luft noch Licht! Lebt wohl denn ihr Alle! Lebt wohl, meine jungen Freunde! . . . ich werde allein von hinnen gehen!

Sie hatte laut wiederholt: „Ich werde allein abreisen,“ als eine plötzliche laute Antwort sie zusammenschrecken ließ: „Nein — Sie werden nicht abreisen!“ sagte Bruno. „Wer würde mit mir die Erinnerungen an sie sammeln, ihre Kleider, die ihr so gefielen, ihre Schmucksachen, ihre Spitzen und Toilettengegenstände, die ihr so kurze Zeit ein Lächeln entlockten?“ Er brach ab, von einem Schluchzen unterbrochen.

Amarillis willfahrte dem frommen Wunsch. Auf Bruno's ausdrücklichen Wunsch übergab sie Editha das Perlenkreuz und eine Anzahl kleiner Sachen. Sie bewahrte einen kleinen Ring, der Rahel's Mutter gehörte, zum Andenken auf; Bruno hatte ihr denselben mit den Worten gegeben: „Rahel's zweiter Mutter!“

Er dachte vielleicht an die blonde Flechte, welche Amarillis für ihn abgeschnitten hatte an jenem feierlichen Tage. Dann wurde Alles in einen Schrank wie heilige Reliquien eingeschlossen, und Bruno blieb ganze Tage lang mit dem Kopf an diesen Schrank gelehnt, als wenn er erwartet hätte, seine Tochter

lebend daraus hervorgehen zu sehen und ihn beim Namen rufen zu hören.

* * *

„Editha, bist Du bereit? Wir müssen endlich abreisen! Ich habe eine Ahnung, daß mein Bruder krank ist. Ich möchte ihm zur Seite stehen!“ Als Amarillis diese Worte aussprach, erschien sie ruhig und entschlossen. Ihre Thränen, wenn sie welche geweint hatte, waren schon getrocknet, und ihre sanften Augen glänzten vor Energie. Sie hatte mit sich selbst gekämpft und gesiegt.

Editha antwortete: „Ich bin bereit, aber in's Haus Spiccorlai komme ich nicht!“

Was wollte die arme Waise unternehmen? Welches waren ihre Absichten? Sie wußte es nicht. Doch ehe sie in jenes schreckliche Haus zurückkehrte, wollte sie jede Demüthigung ertragen. Auch darin verleugnete sich nicht die Energie in ihrem Blut; der Körper beugte sich der Noth, der Stolz niemals!

Sie machten sehr betrübt ihre Reisevorbereitungen, vor Bruno verborgen, denn er hätte sie nicht reisen lassen. Editha's

Trauer war beendet, doch trug sie sie noch weiter aus zarter Rücksicht für ihre todte Freundin. Armseliges, düsteres Gewand, dachte sie, werde ich dich ewig tragen? Ja, denn jede Freude ist für mich zu Ende, dieses Kleid ist weniger schwarz als meine Zukunft.

Johannes war jeden Tag nach Rahel's Tode gekommen, aber inmitten der allgemeinen Trauer war auch er ernst und sprach nicht. Wohl ruhten seine Augen ängstlich und gleichsam fragend auf dem Mädchen; er erfuhr schließlich ihren Entschluß, abzureisen. Editha theilte es ihm am Vorabend mit, während Amarillis Herrn Bruno eine Zeitung vorlas, um ihn zu zerstreuen und um bis zuletzt ihre Pflicht zu erfüllen.

Editha und Johannes standen in der Vorhalle. Eine Verbenenblüthe hing am Gürtel des jungen Mädchens. Die kleinen Stengel bewegten sich in jedem Moment und fielen zur Erde. Johannes hob sie nach und nach auf und hielt sie in der Hand verborgen. „Sie gehen für immer fort?" fragte er dann plötzlich, bleich werdend.

„Ich weiß es nicht."

„Sind Sie wenigstens glücklich?“

„Ich kann keine Glückseligkeit haben und verlange sie auch von Niemand!“

In diesen Worten lag Stolz und Bitterkeit. Johannes, der darin ein verborgenes Gefühl entdecken wollte, fühlte sich von unendlicher Zärtlichkeit ergriffen, er sagte mit flüsternder Stimme: „Warum sprechen Sie so?“

Seine Augen leuchteten strahlend. Editha sah ihn unsicher und wenig innig an.

„Warum sprechen Sie so?“ erwiderte der junge Mann und nahm die letzte Verbenenblüthe, welche auf das Kleid des jungen Mädchens gefallen war, auf und drückte sie an die Lippen — „es ist ein Bekenntniß von Skepticismus, welchen Sie nicht im Herzen fühlen können!“

„Wissen Sie, wie es in meinem Herzen aussieht?“ fragte Editha und warf den Stiel der Verbene weg.

„Nein,“ antwortete Johannes unsicher. „Ich möchte jedoch mein halbes Leben darum geben, um es zu erfahren!“

Das hochmüthige Mädchen wendete den Kopf weg. Johannes fuhr, vor Leidenschaft zitternd, fort:

„Sie wissen wohl, daß ich Sie liebe!“

Editha wollte sprechen, aber ihr Herz klopfte so stark, ihr Geist war so verwirrt, daß ihr kein Gedanke einkam und sie kein Wort hervorbringen konnte.

Er nahm darauf ihre Hand, dann alle beide, und Editha fühlte, wie eine heiße Thräne — theils aus Liebe, theils aus Furcht geweint, — auf ihre gefangenen Finger fiel.

„Ich kann Ihnen keine Reichthümer bieten, aber ich biete Ihnen mein ganzes Leben. Sagen Sie, wollen Sie meine Neigung erwidern? Wollen Sie meine Gattin werden?“

Mit tiefer, aufrichtiger Rührung drückte Editha diese ehrenhafte Hand, die sich ihr darbot, um sie zu beschützen und ihr beizustehen.

„Ich danke Ihnen — Sie haben ein edles Herz!“ sagte sie.

Sie war sehr bewegt. Sie empfand den ganzen Werth seines Antrages, der ihr eine gesicherte Zukunft bot; dieser sichere Beweis, daß sie geliebt wurde, erfüllte sie mit inniger Wonne, aber der Gedanke, sich für immer an einen untergeordneten Mann zu ketten, ihren groß-

artigen Träumen und ihren poetischen Hoffnungen zu entsagen, ihrer Phantasie die Flügel binden zu müssen und sich prosaisch, mit Hemdennähen, an der Seite eines Hühner züchtenden Gatten zu beschäftigen, schreckte sie ab. . . . In ihrer lebhaften Art sah sie deutlich ein Bild der Zukunft vor ihren geistigen Augen erstehen, wie Johannes mit bloßen Füßen in einem Weinfaß stand und die Trauben trat, und von wahnsinnigem Schrecken erfaßt, rief sie: „Wir passen nicht zusammen! Glauben Sie es mir, Herr Johannes, ich bin Ihnen sehr dankbar . . . vielleicht . . . aber es ist nutzlos, sich Illusionen zu machen . . . unsere Wege sind uns in entgegengesetzter Richtung vorgezeichnet; wir würden nicht glücklich sein! Nein, gewiß nicht!“

Er sagte kein Wort mehr. Er sah sie nur durchdringend an mit einem Blick, der Editha's Herz durch und durch traf, so daß sie sich einer Ohnmacht nahe fühlte und schluchzend auf eine Stufe sank.

Johannes entfernte sich mit langsamen, unsicheren Schritten, wie ein Trunkener. Er stieß an eine Säule an,

dann streifte er eine Thüre und verschwand.

Amarillis hatte vom Salon aus beobachtet, daß in der Vorhalle etwas Außergewöhnliches vorgefallen war; sie ging hinaus und sah ihre Nichte auf der Treppenstufe, mit den Händen das Gesicht bedeckend, liegen; sie eilte zu ihr und rief sie mit leiser Stimme.

Als Editha Amarillis bemerkte, sprang sie auf, nahm ruhig ihren Arm und zog sie in den Garten. Sie erzählte ihr Alles unter heißen Thränen.

Amarillis machte ihr Vorwürfe, zu leichtsinnig gehandelt und durch einen voreiligen Entschluß das Lebensglück von zwei Menschen auf's Spiel gesetzt zu haben. Herr Johannes sei ein ausgezeichneter junger Mann, im höchsten Grade achtungswerth und liebenswürdig, und sie würde niemals mehr eine solche Partie finden; sie fügte noch hinzu, wie jene brüske Antwort des armen Mannes Herz verwunden mußte, und welche Meinung er sich von ihr gebildet haben werde.

Editha weinte immerfort. Amarillis sprach weiter: „Wenn er Dir nicht gefiel,

hättest Du von Anfang an ein ganz anderes Benehmen zeigen und ihn nicht bis zur Erklärung kommen lassen müssen. Ich habe oft bemerkt, wie Du Blicke mit ihm gewechselt, ich habe Dein Erröthen gesehen; wie war es möglich, wenn Du ihn nicht liebtest?"

Editha neigte sich so nahe zu ihrer Tante, daß ihr Mund ihr Ohr berührte; da hörte Amarillis die wie ein Hauch geflüsterten Worte: „Ich liebe ihn!"

„Du liebst ihn und weisest ihn zurück? Du liebst ihn und kannst ihn so verletzen? O, mein armes Kind, welch' seltsame Gefühle streiten in Deiner Brust! Wie kannst Du Dich selbst so schädigen, Deinem unbändigen Stolz mehr Gehör zu geben, als Deiner Liebe? Wenn Du ihn liebst, so ist diese Thatsache genügend, um zu beweisen, daß er Deiner würdig ist; würdest Du so verzweiflungsvoll weinen, wenn Dein Gewissen Dir nicht vorwürfe, daß Du falsch gehandelt hast? Du fühlst jetzt, daß Du mit eigener Hand Dein Glück zerstört hast, und darum weinst Du; Du fühlst, daß Du den großmüthigsten, edelsten Mann beleidigt hast, und darum bist Du verzweifelt."

Diese strengen und gerechten Worte ließen die Thränen des jungen Mädchens noch reichlicher fließen. Amarillis hatte wie eine Mutter zu ihr gesprochen, aber sie wollte auch die Stelle einer Freundin und Schwester ausfüllen und nach den Vorwürfen tröstende, liebevolle Worte aussprechen. Ach, nur zu sehr erkannte sie in dem ungestümen, stolzen jungen Mädchen ihre arme Schwester wieder und den unbeugsamen Charakter ihrer Familie, der ihr immer solchen Schrecken eingejagt hatte! Eine harte Erfahrung, die sie ihretwegen gemacht, ließ ihr Editha's begangenen Fehler um so schwerer erscheinen, und sie grämte sich deswegen mit Recht, denn sie würde es ihr ganzes Leben zu bereuen haben.

Der Abend verging sehr traurig. Editha zog sich bald zurück. Sie hatte noch so viel zu thun, so viele kleine Vorbereitungen für ihre Abreise; doch als sie in ihr Zimmer hinaufgegangen war, warf sie nicht einmal einen Blick auf den geöffneten Koffer und die auf Stühlen ausgebreiteten Kleidungsstücke. Sie öffnete das Fenster und blickte hinaus in die dunkle Nacht. Die Bäume des Gartens

waren unbeweglich; kein Vöglein zwitscherte in den Zweigen, kein Käuzchen regte die zitternden Flügel, die Dächer streifend. Nur ein einziges, weit entferntes Geräusch unterbrach das erhabene Schweigen der Natur. Editha horchte auf jenes Geräusch. Ihr wurde heiß. Der Wind, der ihre Wangen liebkoste, hinterließ ein erfrischendes Gefühl, doch er drang nicht bis unter die Haut, in den Adern wallte kochend das rebellische Blut. Sie hörte ängstlich auf jenes Geräusch, bald erschien es ihr wie ein Gesang, bald wie ein Wehklagen, bald wie ein Gebet — und wußte doch ganz genau, was es war. Sie beugte sich mit dem ganzen Oberkörper über die Fensterbrüstung vor und hielt die Hände gefaltet, als wollte sie Jemand um Verzeihung anflehen, und ihrer melancholischen Beschwörung antwortete schwermüthig das Echo der Sonna.

„O Johannes!“ flüsterte das junge Mädchen, während ihr zwei widerspenstige Thränen über die Wangen liefen; die ernsten, melancholischen Cadenzen des Flusses schienen zu wiederholen: Johannes! Sie blieb noch eine Weile am Fenster, in

tiefe Verzückung versunken, dann schloß sie es und warf sich halb angekleidet auf's Bett, wo sie bald ein erlösender Schlummer umfing. Aber beim ersten Strahl der Morgenröthe war sie schon wieder wach. Sie sprang auf, sah auf die Uhr und ordnete mit fieberhafter Eile ihr Haar und ihre Kleidung, dann horchte sie nach dem noch dunklen Garten, der schweigend dalag. Sie faltete die Hände und sprach bei dem anbrechenden Tageslicht ein kurzes inbrünstiges Gebet: „Mein Gott, Du willst es so. Hilf mir! Steh' mir bei!"

Sie öffnete vorsichtig die Thür und schloß sie ganz leise hinter sich. An diesem Morgen hätte die alte Margei, die noch, auf ihrem Bett sich ausstreckend, den letzten Morgenschlummer genoß, schwören mögen, daß Jemand die Hausthür öffnete; aber da sie überzeugt war, daß Niemand von der Familie die Gewohnheit hatte, sich so früh zu erheben, so schlief sie friedlich wieder ein.

* * *

Editha eilte indessen auf den grünen Pfaden längs der Sonna dahin, die noch

vom Thau feucht waren. Einige verspätete herbstliche Erdbeeren leuchteten rosig zwischen den Thautropfen wie junge mit Brillanten geschmückte Bräute; ihr Duft mischte sich mit dem Pfefferminz- und Lavendelduft. Ein leichter Nebel stieg aus der Erde empor; das erwachende Thal breitete gleich einer Nymphe seine Schleier aus und zeigte sich der Sonne in seiner ganzen Herrlichkeit. Auf den Anhöhen schüttelten die Eichen ihre tropfenden Zweige, um sich im Strome zu bespiegeln. Ein sanftes, gebrochenes Licht, das durch rosa und violette Tinten gemildert wurde, zitterte auf diesem frischen, dichten, grünen Laubdach. Die Lüfte waren still, der Weg einsam, die vom Nachtthau befeuchteten Pfade von jungfräulicher Reinheit, erfüllt vom zarten Duft der sprossenden Marguerites und Vergißmeinnicht. Editha glaubte auf dem Pfade zum Paradiese zu wandeln.

Der Entschluß, welchen sie gefaßt hatte, versetzte sie in höchste Aufregung; sie lief nicht mehr, sie flog; ihr Herz schlug wie eine Kirchenglocke. Sie überschritt den Mühlsteig, ohne sich aufzuhalten, um die Fragen der Müllerin zu

vermeiden, die gewiß erstaunt sein würde, sie so früh auf diesem Wege anzutreffen. Sie erklomm den Hügel längs der Nußbäume, deren Zweige ihr das Haar zerzausten und es mit Thau befeuchteten. Sie gelangte an die Stelle, wo die Sonna verschwindet, und blieb einige Minuten stehen, um zu horchen, wie sie am ersten Abend gethan, und es schien ihr, als wenn sie noch das „Johannes“ wiederholte. Mit glühenden Wangen und zusammengebissenen Lippen stieg sie weiter den Berg hinauf, bis sie das weiße Häuschen vor sich sah; da aber verlor sie den Athem und mußte sich gegen einen Baum lehnen.

Die Tauben girrten auf den Dachrinnen, als wenn sie sie begrüßen wollten, und dann breiteten sie die schneeweißen Flügel aus und flogen bis in die rosige Zone der Oleander hinab und begrüßten sich mit zarten Liebestönen.

Große goldige Schmetterlinge flatterten schweigsam umher und verrichteten ihr gewohntes Tagewerk, und kleine braune Mücken kamen aus den Sträuchern hervor, auch sie verlangten ihren Antheil an Sonne und Blumen.

Alles war fröhlich und heiter um dieses

Häuschen; die großen und kleinen Geschöpfe bekamen einen gleichen Antheil an allgemeinem Glück; der Mensch hatte sich hier mit der Natur in's beste Einvernehmen gesetzt und war ein Freund jedes lebenden Wesens und jeder Sache geworden.

Editha verbarg sich hinter den Oleandergebüschen, vor Erregung zitternd, aber fest in ihrem Entschluß, wie eine inspirirte Märtyrerin strahlend, trotz der Demüthigung, welche sie erdulden sollte. Es war ein zu wenig überlegter phantastischer Gedanke, welcher Editha vorwärts trieb; aber wem sollten wir das Unüberlegte und Phantastische verzeihen, wenn nicht der göttlichen Liebe?

Aus dem Innern des Hauses ertönte das Geräusch der erwachenden Bewohner, welche ihr Tagewerk begannen. Man hörte Thüren öffnen, Fenster zuschlagen, Möbel rücken, Holz spalten, und später noch stärker das fröhliche Gackern der Hennen, welches das langgezogene Heulen des an der Kette liegenden Jagdhundes übertönte. Ein Fenster wurde geöffnet, und hinter dem bescheidenen Vorhang erschien einen Moment das Gesicht des Eigenthümers. Editha sah ihn und war

im Begriff, zu fliehen. Ihre Lage erschien ihr nicht nur gewagt, sondern auch lächerlich. Sie trat aus der Oleanderhecke hervor und ging einige Schritte dem Abhang zu; sie hätte gewünscht, die Erde möchte sie verschlingen, denn sie konnte nicht mehr auf ihr leben, da sie nicht lieben konnte. Sie fühlte, von Gewissensbissen gepeinigt, wie schwer ihr das Herz wurde und wie ihr Eigenwille mit diesem im Kampf lag. Sie ließ sich auf's Gras gleiten und sank auf die Knie, dann faltete sie die Hände, und ihr Gesicht an dieselben drückend, weinte sie bitterlich. . . . Die trockenen Blätter der Nußbäume raschelten hinter ihr, das ließ sie aufblicken.

Johannes stand vor ihr, bleich und unbeweglich. Die Spuren einer schlaflos verbrachten Nacht furchten seine Wangen. Sein tieftrauriger Blick gab Kunde von einem tiefen, mit aller Resignation ertragenen Schmerz. Sie sahen sich schweigend an; sie war gluthroth, in Thränen aufgelöst, er düster und melancholisch. Es war nur ein Moment, aber er enthielt die Beredsamkeit von zwei Jahrhunderten. Wer sprach zuerst? Wer

streckte die Arme aus? Welcher von Beiden fragte, welcher antwortete? Wer war der Glücklichere? Abgebrochene Worte und Seufzer, endloses Händedrücken füllten die Lücken aus, welche der auf der Lippe zitternde und doch niemals bewilligte Kuß gestattete. Nein, niemals bewilligt war er, denn auch in den Augenblicken süßer Liebeswonne war er niemals verlangt worden, obwohl der geliebte Mund beinahe den seinigen berührte, und er mußte die Augen schließen, um sich zu mäßigen.

„Johannes," sagte das junge Mädchen mit dem Ausdruck edler Bescheidenheit, „Ihnen meine Liebe zu bieten, war zu wenig, ich habe Ihnen meinen Stolz geopfert, und um dieses Opfers wegen hoffe ich, wird mir verziehen werden!"

Er wollte sie unterbrechen, aber innerlich war er glücklich über dieses Bekenntniß, sein männliches Herz genoß die Genugthuung, einen seiner würdigen Feind besiegt zu haben.

„Ich habe diese Pilgerreise der Liebe vollendet," fuhr Editha erregt fort, „um meinen Hochmuth zu züchtigen mit einer That, welche die Welt nicht billigen würde, welche die Gesellschaft sogar mit Ver=

achtung strafen würde; aber ich habe meine Pflicht gegen mich selbst erfüllt, ich habe mich in den Augen dessen, den ich liebe, erhoben, um seine Verzeihung und sein Vertrauen zu verdienen. . . ."

„Und für immer seine Zärtlichkeit, o Editha, meine geliebte und gefürchtete Editha!" antwortete Johannes lächelnd; er war so glücklich in tiefer, inniger Wonne.

Sie pflückten zwei Oleanderzweige und tauschten sie aus. Eine herrliche Pfirsich hing an einem Baum. Johannes nahm sie und theilte sie in zwei Hälften, deren eine er dem Mädchen reichte. „Du wirst mein Brot essen" . . . er wollte fortfahren, aber der so unterbrochene Spruch gefiel ihm nicht, und er fuhr erröthend fort: „und Du wirst Dein Köpfchen an meiner Brust ruhen lassen!"

„So soll es sein, Johannes!" sagte das junge Mädchen mit ernstem Ausdruck, als wenn sie einen Schwur leistete.

Mit verschlungenen Armen, sich tief in die Augen schauend, eilten sie hinab an das Ufer der Sonna, in gemeinsamer Uebereinstimmung nach jenem Platz, wo sie sich zum ersten Mal gesehen hatten.

„Schöne Fluthen der Sonna!" rief

Editha, „ihr seid mein Jordan geworden, in eurem Bad habe ich die Erbsünde abgewaschen!“

„Wir wollen eine so glückliche Bekehrung feierlich begehen,“ sagte Johannes in heiterem Tone und sammelte ein wenig Wasser mit der Hand, es auf die Stirn des Mädchens spritzend. „Seid getauft in Eurem und meinem Namen und dem der Liebe, die uns verbindet!“

Die Sonne hatte den Gipfel der Berge erreicht. Das ganze Thal leuchtete im Strahlenglanz, es war zauberhaft.

„Sieh da ein Schwälbchen, welches uns bald verlassen wird,“ sagte Johannes, die Augen gen Himmel erhebend; „es wird ein anderes Schwälbchen suchen, und sie werden zusammen in die Ferne ziehen und dort ihr Nest bauen. Auch ich habe meine Schwalbe gefunden, doch unser Nest werden wir in diesem Thale bauen! Wie denkst Du darüber, Editha?“

Sie sprachen Nichts weiter, sondern hielten ihre Hände verschlungen, bis sie die ersten Häuser erreichten, und ihre Herzen hörten nicht einen Augenblick auf, sich ihre Liebe zu wiederholen.

Vierter Theil.
Bekenntnisse.

Seder vicini a qualche anima cara
E serrarle la mano.

G. Prato.

Amarillis reiste allein ab. Die Zukunft der beiden Mädchen war jetzt verwandelt; die Heirath Editha's sicherte der guten alten Jungfer ein freundliches Plätzchen für ihren Lebensabend, und Gott weiß es, mit welcher Dankbarkeit Amarillis es annahm; sie theilte sich schon in Gedanken das Amt einer Wirthin und künftigen Kinderwärterin zu. Doch vorher mußte sie noch zu ihrem Bruder, er kam ihr nicht aus dem Sinn; es scheint wirklich etwas Wahres in Vorahnungen zu liegen, denn der alte Spiccorlai hauchte seinen letzten Seufzer aus, als Amarillis ihren Einzug in die alte Höhle Via Garibaldi hielt.

Die schöne Rosa stand ihm liebevoll bei, von Renato unterstützt; durch die

vereinte Fürsorge dieser beiden liebenswürdigen Wesen starb der alte Hexenmeister fast wie ein Christ, auf einem anständigen Bett, mit einem Crucifix auf der Brust und einer Flasche Weihwasser zur Seite.

Die Triebfeder der christlichen Nächstenliebe dieser beiden Würdigen — denn der Leser wird überzeugt sein, daß sie nicht natürlich war — hatte der alte Schlaukopf selbst mit seinen ersterbenden Fingern bewegt. Sobald er gewahr wurde, daß es mit ihm zu Ende ging, rief er seine Gattin und zeigte ihr das berühmte Tischchen mit dem Schachbrett und sprach: „Wenn Du gut bist, wirst Du hier einen kleinen Schatz verborgen finden, und ich verstehe mich darauf: Frauen, Pferde und Uhren! Wenn ich todt sein werde, wirst Du es schon sehen!" Das genügte. Die Aussicht auf den Schatz belebte so günstig die Sympathie Frau Rosa's, daß sie Tag und Nacht ihren legitimen Gatten nicht mehr verließ und ihn mit der besten Pflege umgab; sie unterstützte seine Kräfte mit Hühnerbouillon und seufzte dabei kläglich, wie es keine treuere Gattin seit Artemisia ge-

geben, wie sie. Der Alte ließ sie gewähren. Er ließ sich verwöhnen und drehte sich voller Behagen in den feinen Betten hin und her, er war launenhaft und herrschsüchtig und hatte allerlei Wünsche, er, der bis jetzt so mäßig gewesen war! Er verlangte bald einen jungen Hühnerflügel, bald ein Hasengelée, und Renato eilte, es herbeizuschaffen, und Frau Rosa bezahlte. Alle Tage, um die Wahrheit zu gestehen, hofften sie, daß er sterben würde, aber er ließ sie eine geraume Weile warten und hielt sie immer in gespannter Erwartung, auf das ominöse Schachbrett blickend, welches seine magere Hand mit schlauem Behagen umklammerte. Sie fingen an, etwas zu erlahmen, als der Alte sich endlich dazu bequemte, die Komödie zu beendigen und endgültig seinen Geist aufzugeben.

„Theure Gattin," sagte er, „laß den Notar rufen — ich will meine Angelegenheiten ordnen."

Als der Notar gekommen, übergab er ihm sein Testament; Rosa, die befürchtete, ihre Freude schwerlich verbergen zu können, hatte den schlauen Einfall, sich ohnmächtig zu stellen und auf ihr Bett zwischen zwei

Kopfkissen zu sinken. Renato nahm vorläufig von seinen alten verbrauchten Stiefeln Abschied und schwankte im Geiste noch, ob er ein Paar Souworoff mit englischen Doppelsohlen oder ein Paar französische Stiefeletten von Hundsleder wählen sollte. So standen die Angelegenheiten, als Amarillis ankam, und als ob der alte Spiccorlai Nichts weiter erwartet hätte, um seinen Geist auszuhauchen, so sandte er noch einen letzten leuchtenden Blick aus seinen starren Augen auf die Schwester und entschlief für die Ewigkeit.

Doch das Schönste kam nachträglich, als man das Testament öffnete, welches ganz allein von seiner Hand geschrieben war. Und mit welcher Handschrift! — Darin war erklärt, daß er die Summe von hundertausend Franken, in der Schublade des Schachbretts eingeschlossen, seiner Schwester Amarillis und seiner Nichte Editha hinterlasse. — Seiner Gattin garnichts. Man hätte wetten mögen, daß der boshafte Greis nur zu sterben vorgegeben hatte und mit einem Auge wenigstens noch die Scene mitgenießen konnte; wenn dem wirklich so war, so mußte seine Seele einen großen

Genuß empfinden, bevor sie die Ueberfahrt über den düsteren Styx unternahm, denn bei der grausamen Ueberraschung war Renato wie eine Katze vom Taubenschlag geschlichen, und die schöne Rosa bekam ein Gallenfieber, welches so schwer auftrat, daß sie nach einigen Tagen ihrem Gatten folgte — ein seltenes Beispiel ehelicher Treue. So endete die Familie Spiccorlai.

Amarillis, die einzige Ueberlebende, die noch diesen Namen trug, setzte ein pietätvolles Kreuz auf die beiden Gräber, und nachdem sie ihr bescheidenes Erbtheil geordnet (für sie war es beträchtlich, da es ihr ein bescheidenes Auskommen gewährte), kehrte sie in das heitere Thal zurück, befriedigt in dem Gedanken, ihrer Nichte eine unerwartete Mitgift zu überbringen, und verwundert, daß ihr Geschick sich noch so glücklich gestaltet, ihr ein freundliches Lebensende nach so viel Elend zu gewähren.

Der Omnibus von Bortolo hatte auch diesmal die Aufgabe, sie von der Station abzuholen und sie an dem Hause des Herrn Bruno abzusetzen. Sie war ganz bewegt. Die alte Margei, welche sie

freudig empfing, hatte die Genugthuung, zu bemerken, daß das alte Orleanskleid durch ein neues reinwollenes Tibetkleid ersetzt war, und es erschien ihr sogar, als wenn das gute Wesen selbst um einige Jahre verjüngt erschien, seit sich ihr Geschick so günstig gestaltet. Bruno, der gewöhnlich nicht sehr mittheilsam war, drückte ihr energisch die Hand.

„Endlich! Ich hatte Niemanden mehr, um von ihr zu sprechen; wissen Sie, daß schon zwei Monate verstrichen sind, seit sie todt ist? . . .“

Amarillis sagte Nichts, aber sie zog aus ihrem Carton einen schönen Kranz von Immortellen, mit schwarzen Schleifen geschmückt und mit den Worten: „Für Rahel“ verziert. Der arme Vater war ganz betroffen — er zweifelte nicht mehr daran, daß Amarillis ein Engel in Menschengestalt sei.

* * *

Oh, welch schöne Winterabende waren das! Die Flamme im Kamin leuchtete und flackerte; es schien, als ob sie kicherte und sänge, während sie die verräucherten Kaminbesätze umzüngelte und lustige

Funken gegen die schwarze Decke schleuderte. Später fiel die Gluth zusammen und stöhnte noch unter der heißen Asche, und die Funken sprühten noch aus der halberloschenen Gluth und wünschten sich gegenseitig eine gute Nacht. Amarillis und Herr Bruno erfreuten sich an dem gemüthlichen Kaminfeuer, wie zwei alte Schloßherren in ihren beiden Ecken ruhig in stiller Glückseligkeit sitzend. Etwas entfernter, in dem discreten Halbschatten, der Liebenden so theuer ist, drückte Johannes Editha's Hand, er sprach wenig, und sie sahen sich innig an, wie es Brauch bei der Liebe in ihren ersten Phasen. Editha suchte in den Augen ihres Verlobten zu lesen, die manchmal von einem leichten Schatten verdunkelt wurden als wenn ein verborgener Gedanke ihn bewegte. Sie befragt ihn, dann lächelte er; sie bemühten sich Beide, ruhig zu scheinen, doch im Inneren waren sie es nicht, die Liebe hatte sie zusammengeführt, doch das Vertrauen vereinte sie noch nicht.

„Lieben Sie Verse?" fragte Johannes eines Abends plötzlich. Vor den Anderen nannten sie sich Sie — vielleicht unter vier Augen . . . .

Editha fuhr zusammen. Sie zu fragen, ob sie Verse liebe! Und er fragte sie so! Seit dem Tage, wo sie versprochen hatte, Johannes zu lieben, hatte sie sich vorgenommen, aus Zartgefühl niemals dieses Thema zu erörtern; sie wußte, daß sie dem jungen Landwirth nicht angenehm waren, und fürchtete vor Allem, ihn zu demüthigen oder ihn auf einem Irrthum zu ertappen. Ob ihr Verse gefielen? — Was hätte ihr denn je besser gefallen, als diese verführerischen Reime? War die Liebe ihrer Eltern nicht immer mit der Poesie verbunden gewesen? Hätte sie jemals für möglich gehalten, ihr entsagen zu können? Und dennoch hatte sie ihr gleichsam entsagt, und es war nicht tactvoll, ihr das Opfer so zu erschweren. Sie antwortete mit etwas Bitterkeit: „Gewiß."

Johannes vertrieb sich die Zeit damit, seine Zwirnknöpfe, die sein Sammetjacket zierten, zu zählen; da ihm einer in der Hand blieb, steckte er ihn mechanisch in die Tasche.

„Ich habe einen Band Gedichte . . ."

„Von wem sind sie?"

„Von einem gewissen Leonardo Guerra.“

„Ach, warten Sie; dieser Name ist mir nicht fremd. Ist der Band kürzlich erschienen?“

„Vor fünf oder sechs Jahren.“

„Gewiß. Ich habe die Kritiken darüber in der „Europäischen Revue“ und im „Echo des Continents“ und in einigen anderen Journalen gelesen. Sie haben mich sehr interessirt, ich wollte gern das Buch lesen, aber ich habe es nicht gleich bekommen, und später, da ich nicht mehr von dem neuen Dichter sprechen hörte, habe ich es vergessen. Bringe es nur mit, bitte, bitte.“

Johannes nickte zustimmend.

Am nächsten Morgen hielt Bortolo mit seinem Omnibus vor der Thür und händigte Margei das Buch für Fräulein Editha ein, welches Herr Johannes ihr schickte. Es war ein Bändchen von 200 Seiten in lichtem Einband, etwas verblichen und staubig. Editha ergriff ihn ungeduldig und fand, daß er nicht einmal aufgeschnitten war. Gewiß hatte ihn Johannes zu seiner Ueberraschung hinter einem Sack Korn entdeckt oder

hinter einer Samenkiste, und da er bemerkte, daß es in Reimen geschrieben, hatte er gedacht, daß es Etwas für sie wäre; er selbst hatte kein Wort davon gelesen, das war klar; aber ach, „Liebe, wie veränderst Du unser Wesen!"

Editha machte ihrem Herzensgeliebten deswegen keinen Vorwurf, oder sie suchte wenigstens Entschuldigungsgründe, um ihn zu absolviren und ihn so rein zu waschen wie weißes Linnen.

Warum sollte er Verse lesen? War das vielleicht nothwendig, um ein braver Mensch und ein kluger Kopf zu sein? Beschäftigte sich Franklin mit Poesie? Und Buffon und Volta und Wellington und Napoleon? Johannes hatte augenscheinlich ein positives mathematisches Talent, das ihn zur realen Anwendung des Guten und Schönen anspornte. Editha öffnete das Buch und überzeugte sich dabei, daß Johannes wohl der Benjamin Franklin des Thales werden könne. Eine Seite war zufällig aufgeschnitten. Das Mädchen las daraus sehr schöne Verse, welche an ein weibliches Ideal gerichtet waren, das der Dichter bekannte, noch nicht gefunden zu haben.

Es war das einzige Liebesgedicht des ganzen Buches; die anderen handelten von der Kunst, vom Vaterland, von socialen Fragen, oft richteten sie sich in gewandter Lyrik an die göttliche Natur, die erhabene Mutter des Universums. — Sie gefielen ihr alle, aber mit besonderem Wohlgefallen las sie immer wieder die ersten, und sie empfand beinahe unbewußt eine Art Neid für den idealen Dichter; wenn ein weibliches Wesen seine Liebe erringen konnte, mußte sie über alle Maßen glücklich sein!

Trotz ihrer wahren, aufrichtigen Liebe für Johannes konnte sie sich dennoch eines gewissen Unbehagens nicht erwehren, wenn er Abends eintrat und seine Pfeife, die an einer grünen Schnur befestigt war, ausgehen ließ. Sie drückte ihm zerstreut die Hand und dachte immer nur an jene Verse, sie wiederholte sich immer wieder: „Schade, daß er sie nicht verstehen kann!" Johannes erzählte, daß den Weinstöcken für's nächste Jahr eine neue Krankheit drohe und daß er deswegen schon verschiedene Experimente versucht habe, um sie zu hindern; diese Operationen nahmen seine ganze Aufmerk-

samkeit in Anspruch. Editha erwiderte Nichts.

Amarillis fragte ihren zukünftigen Neffen, worin denn die berühmte Methode zur Zucht junger Hühner bestände, denn sie hatte von Margei erfahren, daß sein Geflügelhof in der ganzen Umgegend berühmt war.

„Es ist sehr einfach; die Hauptsache ist äußerste Sauberkeit. Wir waren gewöhnt, den Hühnerstall in einer dunklen übelriechenden Ecke zu sehen, wo die armen Thierchen des Nachts eingeschlossen blieben, wo sie eng aneinander gepfropft saßen und in der schlechten verpesteten Luft den Keim zu allen Krankheiten legten, die sie dahinraffen. Mein Geflügelstall ist geräumig und hell, so luftig und sauber, wie dieses Zimmer; eine holländische Magd würde sich nicht scheuen, ihre Küche darin aufzuschlagen, und darum sind meine Hühner gesund und gedeihen. Dieses System würde, in weiteren Kreisen und auf andere Zweige angewendet, ohne Zweifel der Landwirthschaft enormen Nutzen bringen. Ich werde nicht müde, es zu predigen. Wir werden ja sehen!"

Während Johannes sprach, behielt

er Editha immer im Auge und bemerkt die betrübte Miene, welche sich immer deutlicher auf ihrem Gesicht ausprägte. Nach und nach wurde auch er zerstreut und melancholisch; Amarillis hielt mit Mühe das Gespräch im Gang, so daß man sich früher trennte, als gewöhnlich. Im Begriff, sich zu verabschieden, wollte Johannes Editha Etwas sagen, doch irgend ein Gedanke hielt ihn davon ab; sie schlug die Augen nieder, und sie grüßten sich etwas verlegen.

* * *

Diese kleinen Scenen bildeten für Editha den Vorwand, sich in jenen Thränengüssen zu ergehen, die vielen jungen Mädchen Bedürfniß zu sein scheinen, so wie an schönen warmen Sommertagen ein erfrischender Regen wohlthut.

Die jungen Mädchen, auch die Bräute können nicht lange, ohne zu weinen, leben; einige sentimentale Thränchen sind wie der Thau dieser zarten Blumen. Wenn sie keinen plausiblen Grund haben, so suchen sie ihn, und sie finden ihn schließlich immer.

Also Editha weinte erstens wegen der

Blumen, dann wegen der Krankheiten der Weinstöcke und schließlich wegen der Verse — hauptsächlich aber, weil es ihr ein Bedürfniß war. Sie fühlte sich erleichtert und getröstet dadurch und faßte den guten Vorsatz, gegen ihren Bräutigam recht liebenswürdig zu sein, und es blieb kein leerer Vorsatz, denn Johannes verließ sie heute Abend strahlend. Editha hatte ihm gesagt, daß sie ihn so sehr liebe, und ihm die Verse Leonardo Guerras an sein Ideal auswendig mit einer Anmuth und einem Gefühl hergesagt, daß der arme junge Mann außergewöhnlich bewegt wurde. Er hörte ihr mit Entzücken zu, und sie bemerkte es und fühlte in sich alle Eigenschaften einer Sappho.

Es war ein denkwürdiger Abend. Auch der schweigsame Bruno bemerkte es und sagte es leise zu Amarillis, er neigte sich dabei näher zu ihr, um das Feuer anzufachen.

Das alte Fräulein sagte erröthend: „Sie sind jung!" Und tausend rosenfarbene Gedanken, die schon seit langer Zeit in ihrem Herzen unterdrückt waren, umgaukelten sie einen Augenblick wieder, so daß der Strumpf ihren müßigen Händen

entglitt und Bruno ihn aufhob. Aber die Lust zum Arbeiten war ihr verflogen; ihre Wangen brannten heiß, eine seltsame Unruhe ließ sie mit ihrem Fuße auf den Steinen des Kamins unruhig hin und her treten. Sie erhob sich und ging etwas hinaus, um Margei aufzusuchen.

Bruno, der allein vor dem leeren Platz Amarillis' zurückgeblieben und hinter sich das leise Geplauder der Liebenden hörte, dachte daran, wie verödet das Haus sein werde, wenn sie erst verheirathet sein würden; er sah seine arme Tochter wieder auf ihrem Todtenbett und wurde von solcher Melancholie befallen, daß er am liebsten geweint hätte. Er zog eine Nadel aus Amarillis' Strumpf und stach so viele kleine Löcher in die Asche, so viel Tage seit dem Tode Rahel's verflossen waren.

„Warum," fragte Johannes indessen, während er Editha's Händchen zwischen den seinigen sanft drückte, „warum haben Sie mir nicht eher gesagt, daß Ihnen diese Verse gefielen?"

„Warum . . ., weil ich glaubte, Ihnen zu mißfallen!"

„Inwiefern?"

„Ich weiß, daß Sie die Poesie nich' lieben!"

Johannes biß sich auf die Lippen. „Nein, das ist nicht der Fall, ich schätze sie so hoch, wie sie es verdient, aber die Prosa gilt mehr — das, was man Prosa nennt," fügte er lächelnd hinzu. „Die Poesie ist die Freundin der Jugend — die Prosa die Lebensgefährtin; geben Sie mir darum Unrecht, wenn ich für Sie das bessere Theil bewahrt habe? Und dann, im Grunde genommen, ist es nicht eigentlich nur ein Wortspiel? Ich hoffe, Ihnen zu beweisen — nach und nach, daß ich sehr poetisch bin!"

„Oh!" machte Editha mit einer verlegen ungläubigen Miene.

„Nicht, warum denn nicht? Weil ich eine Lodenjoppe trage und meine Pfeife rauche? Weil ich Hühner aufziehe? Und mitten unter Bauern lebe? Weil ich mein Feld bebaue? Aber sagen Sie mir doch, was würden denn die Poeten Schönes dichten ohne diese vom Schweiß unseres Angesichts benetzte Erde, ohne die Bäume, die wir gepflanzt, ohne die Bäche, welche unsere Mühlen treiben? Wir Landwirthe leben im fruchtbaren

Schooße der Poesie, wir hören sie rauschen und weben, und an uns verschwendet sie ihre zartesten Geheimnisse, ihre leidenschaftlichen Ergüsse. Die Dichter kommen und betrachten uns mit einer Feder in der Hand, sie seufzen, gähnen und bedecken ein Blatt Papier mit Worten!"

„Aber es sind Worte, die erschüttern, die bewegen, die elektrisiren!" rief Editha.

Johannes lächelte wieder mit ruhiger, heiterer Miene; er umschlang sanft die Taille des jungen Mädchens mit seinem Arm, und sie so an sich gedrückt haltend, fuhr er fort: „Wenn wir in unserem Nest zusammen sein werden und des Morgens unter dem freien Himmelszelt erwachen, dann werde ich Dir zeigen, daß in jeder Blume, in jedem Grashalm die Geschichte unserer Liebe steht; wenn wir im Schatten meines Weinberges sitzen, werde ich für Dich die Früchte, welche meine Hand gepflegt, pflücken, wenn wir in dem sprossenden Blatt und der schwellenden Knospe, in dem sich erschließenden Kelch die erhabene Poesie der Schöpfung lesen und Alles um uns herum, vom Wurm bis zum Vogel, von der Welle bis zum Sonnenstrahl, von den Bergen, vom

Thal zum unendlichen Himmelsäther den mächtigen tönenden Lobgesang Gottes zum Menschen ausströmt, dann, Editha, glaubst Du, wird Dein Herz nicht bewegt und elektrisirt sein? In den Büchern spricht der Mensch zur Natur, in den Gefilden spricht die Natur zu uns! Du wirst es empfinden, theures Mädchen, welche großartigere wahrere Poesie das ist!".

„Was für ein Mann bist Du, Johannes!" unterbrach ihn Editha gerührt und ließ ihre schöne Stirn auf die Schulter des jungen Mannes sinken, „wie der Engel des Paradieses hältst Du in der Hand ein flammendes Schwert, mit diesem zerstörst Du jeden falschen Gedanken, jedes ungerechte Vorurtheil von mir! Sprich noch weiter, es ist dies Poesie, welche Dir Dein Herz eingiebt; ich fühle sie in mir harmonisch wiederklingen, wie die schönsten Verse! Sprich, mein Freund!"

Die Stunden vergingen ihnen wie im Fluge. Aber Amarillis kehrte zurück und verkündete, daß es bald Mitternacht schlagen werde.

* * *

Am 20. Februar war der Geburtstag Editha's; sie vollendete ihr achtzehntes Jahr. Das war ein Fest für das ganze Haus! Vor Allem Margei hatte heimlich festliche Vorbereitungen in ihrem Heiligthum getroffen, und nur Amarillis hätte darüber berichten können, denn diese hatte einen feinen Geruch — und der herrliche Duft, der zeitweise durch die geschlossene Thür drang, zeigte an, daß dort eine Blättertorte mit Crêmefüllung bereitet wurde; doch nicht einmal Amarillis kannte das Recept derselben, denn dies war ein absolutes Geheimniß, dessen Mitwisserin nur die Köchin des Prälaten war; durch irgend einen künstlichen Zuguß sollte inmitten der Torte ein vergoldetes „Das Geburtstagskind soll leben" emporsteigen, was sicherlich von herrlicher Wirkung sein mußte.

Bruno hatte für die Freundin seiner Tochter ein seiner würdiges Geschenk vorbereitet, und auch Amarillis, die jetzt vermögend war, konnte sich das Vergnügen nicht versagen, zum ersten Male als generöse Tante aufzutreten.

Die lebhafteste Freude strahlte aus dem jugendlichen Gesichtchen Editha's:

sie fühlte sich glücklich unter diesen Menschen, die sie alle verzogen, doch war sie ungeduldig und neugierig, wie Johannes ihren Geburtstag feiern würde. Endlich kam ein prächtiger Korb frischer Camelien an, der so herrlich und frisch, daß er den Salon einer Königin hätte schmücken können. Ein versiegelter Brief war darin verborgen; das junge Mädchen öffnete ihn zitternd, es fielen ihr Verse daraus entgegen. Verse von Johannes? Nein, sie waren Leonardo da Guerra unterzeichnet. Wie hätte auch Johannes Verse machen können? Aber zu was schickte er denn welche? Wäre es nicht tactvoller gewesen, ein einziges selbsterdachtes Wort hinzuzufügen? Editha's Liebe wurde wieder auf eine harte Probe gestellt; sie unterdrückte ihren aufsteigenden Aerger und las die Verse — jedoch resignirt. Sie schienen wie eine Fortsetzung der ersten, an das Ideal gerichteten Verse, welche einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht hatten; in diesem letzteren ließ der Dichter ein Loblied erschallen; er hatte das Ideal gefunden, die beiden gleichgestimmten Seelen hatten sich entdeckt!

„Ihr Glücklichen!“ rief Editha, von unbeschreiblicher Traurigkeit. „Ich muß Johannes danken,“ dachte sie dann, „er glaubte mir eine Freude zu bereiten; Muth, Muth, er ist ein guter Mensch, und ich bin eine Närrin ohne Herz!“

Sie entnahm eine Camelie aus dem Korb und befestigte sie in ihrem Haar; dann steckte sie das Gedicht in die Tasche, sang und trillerte durch den Hausflur und Hof, bis sie zu ihrem Erstaunen Johannes am Gartenzaun stehen sah.

Warum war er eingetreten? Niemand wußte es, denn Niemand war heut auf dem Posten. Bruno war ausgegangen, um Einkäufe zu machen. Amarillis deckte den Tisch, um Margei Zeit und Muße für ihre Kochkünste zu lassen.

Der Besuch Johannes’ zu so ungewöhnlicher Stunde war eine Ueberraschung Herrn Bruno’s; er hatte ihn zum festlichen Mahle eingeladen. Die beiden jungen Leute begrüßten sich etwas verlegen. Anstatt ihn in den Salon eintreten zu lassen, forderte ihn Editha auf, mit ihr im Garten zu promeniren, und Johannes folgte ihr gern. Alles war noch öde und unbelaubt, nur die Eucalyp-

tus breiteten ihre grünen Aeste über die vom Rauhfrost weißbedeckten Wege. Die Sonne leuchtete strahlend auf ihre glänzenden Blätter, und die Sperlinge hüpften hin und her und schüttelten die Reiftropfen ab.

„Welch' schöne Blumen!" sagte Editha, auf die empfangenen Camelien deutend, „sie sind gewiß unter Deinen liebenden Augen sorgsam gepflegt worden und erscheinen mir darum doppelt schön!"

„Ich freue mich," antwortete der junge Mann und erwartete, daß Editha Etwas hinzufügen werde.

Aber sie sprach nicht sogleich, nach wenigen Minuten fühlte sie zufällig in der Tasche das Papier. „Ach," rief sie, „woher hast Du denn diese neuen Verse von Leonardo da Guerra?"

Da Johannes schwieg, sah Editha auf und war erstaunt über die plötzliche Veränderung seines Gesichts.

„Mein Gott, was fehlt Dir, bist Du krank, Johannes?"

„Nein, es ist gar Nichts, danke!"

„Deine Hand glüht, und Du bist bleich, wie der Tod! Sprich, Johannes!"

„Hast Du es denn nicht begriffen?"

unterbrach sie der junge Mann und drückte sie ungestüm mit seinen kräftigen Armen an sich, „hast Du es nicht verstanden, daß Leonardo da Guerra und ich dieselbe Person sind?“

Es war gut, daß er sie mit seinen Armen stützte, denn sie wäre unfehlbar umgesunken; denn sie hatte wirklich gar Nichts gemerkt, sie glaubte zu träumen, und es bedurfte langer überzeugender Beweise, um sie von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. Die Verwirklichung eines so heiß ersehnten Ideals mischt unserer Freude ein Gefühl des Erschreckens bei; man möchte behaupten, die plötzliche Freude bedrückt und überwältigt uns arme, zum Jammer verdammte Staubgeborene! — Außerdem fühlte sie sich in ihrem Stolz gedemüthigt. Sie hatte sich so sehr daran gewöhnt, sich ihm geistig überlegen zu halten, daß diese plötzliche Entdeckung sie wie das Aufblitzen eines grellen Lichtes an einem sonst dunklen Punkte blendete. Sie war zugleich stolz und verschüchtert, fröhlich und zitternd; sie schämte sich, daß sie Johannes' Geheimniß nicht früher an gewissen Anzeichen, plötzlichem Schweigen und Erröthen, errathen hatte.

„Mein Freund, wie sehr liebe ich Dich!“ flüsterte sie zärtlich und überließ sich dieses Mal rückhaltlos dem Zauber, der sie zu ihm hinzog.

„Mehr als früher?“ fragte Johannes mit eigenem Lächeln.

„Mehr vielleicht nicht, aber mit größerer Freudigkeit!“

„Du kleine Hochmüthige!“

„Und warum hast Du so lange gewartet, ehe Du Dich mir entdecktest?“

„Weil ich als Johannes und nicht als Leonardo geliebt sein wollte!“

„Und wenn ich Dich nicht lieben konnte?“

„Du hast es gesehen; ich zog mich still zurück, und Du hättest niemals mein Geheimniß erfahren!“

„Auch Du bist stolz, das muß ich sagen!“

„Nun ja — aber der Stolz ist schließlich noch die edelste der Sünden!“

„Und wir sind die hartnäckigsten unter den Sündern!“

Sie kehrten nochmals auf der Eucalyptus-Allee zurück, ohne jedoch den Reif, noch die trockenen Zweige, noch die Sperlinge zu betrachten, die sie doch

im Vorübergehen freundlich grüßten und zu rufen schienen: „Seid glücklich!"

* * *

Da alles Schöne vergänglich ist und nicht dauernd, so hinterließ auch die herrliche Torte Margei's, nachdem sie auf dem schneeweißen Tafeltuch inmitten des glänzenden Silbergeräths, der Krystallkelche gethront hatte und die Stirn der ehrwürdigen Kochkünstlerin mit den verdienten Lorbeeren geziert, nur eine dankbare Erinnerung in dem Gaumen der Gäste.

Toaste und fröhliche Gespräche und der dampfende Kaffee folgten darauf — Alles folgte programmmäßig und verging —, bis sich Editha in eine entlegene Sophaecke zurückzog und Johannes rief, sich an ihre Seite zu setzen.

„Vollende Deine Bekenntnisse und erzähle mir von Deinem Dichterleben!"

„O, es war ein armseliges Leben, glaube mir!" sagte er zurückhaltend.

„Und doch hatte der Ruhm auf des jungen Dichters Stirn mit vollen Händen Lorbeerkränze gedrückt!"

„Was will das bedeuten, Theuerste?

Lorbeer und Kränze machen nicht glücklich; zuviel Disteln und Unkraut wuchert dazwischen empor. Die Kehrseite der Medaille ist so häßlich, daß sie die Vorzüge vergessen macht. Auch ich glaubte die Höhe des Parnassus singend zu erreichen, ein Apoll mit einer Guitarre um den Hals und den neun Musen im Gefolge! Hast Du auf den Pfaden der Sonna niemals jenes kleine Dörfchen entdeckt? Es wird Celano genannt. Dort machte ich meine ersten Studien; aus den Fenstern des Schulhauses schweifte oft meine jugendliche Phantasie weit, weit hinaus durch den unbegrenzten Horizont — mit kühnem Adlerflug! . . . Es war eine schöne Zeit, wo ich mit vollen Segeln in Griechenland schwamm, von Klassikern umgeben, Homer als Leuchtthurm. Ach, welche großartigen Träume wurden hinter jenen Weißdornhecken geschmiedet, während wir dem fliegenden Drachen nachjagten! Wir waren drei unzertrennliche Freunde; die ganze Welt gehörte uns; die Zukunft war unser — und wir bauten uns darum die herrlichsten Luftschlösser! Der Eine ist in Montesnello am Typhus mit neunzehn

Jahren gestorben. Der Andere lebt als Vicekanzler in einem Marktflecken Siciliens, er hat eine Frau und fünf Kinder, in seinen Freistunden lehrt er den Jünglingen des Dorfes Oboe spielen, und damit verdient er sich soviel, um dem trockenen Brot noch Käse beizufügen. Aber sprechen wir von mir! Ich liebte die Poesie mit glühender Leidenschaft, mit dem blinden Glauben der Unwissenheit! Ihretwegen zerstörte ich die Hoffnungen meines Vaters; ich wollte weder Advocat noch Doctor werden, ich wollte Dichter werden. Ich ging nach Mailand, dem litterarischen Mittelpunkt Italiens, dort machte ich den ersten Schritt in dem Labyrinth, aber jeder Schritt brachte mir eine Enttäuschung! Nicht, daß das Publicum mich auspfiff — wenige junge Leute haben das Glück wie ich, den Weg zum Ruhm so geebnet zu finden, wie ich — ich war es, der den Glauben an das Publicum verlor; ich entdeckte, daß diese Welt, die mir zuerst so unendlich erschienen, so eng und klein war; ich fand den Horizont nicht weit genug und nicht rein genug, und ich fühlte, wie mein Ideal entfloh. . . . Als ich meinen Band Ge-

dichte veröffentlicht hatte, rief ich aus: ‚Ist das Alles?‘ und betrachtete sie hinter den Scheiben des Verlagsbuchhändlers. ‚Ist das mein ganzes Werk?‘ Meine Nachtwachen, meine Zweifel, meine Angst, meine Bemühungen, meine Träume, meine Kämpfe? Nein, nicht der tausendste Theil von dem, was ich empfunden und gelitten und geliebt hatte, war in diesen Blättern niedergelegt, nein, meine Seele war darin nicht enthalten, und das Publicum, welches es behauptete, war stupid! Ich hätte jenes Buch zerreißen mögen, ich hasse es! Wie eine trunkene Bacchantin, die uns zuerst entzückt und dann mit Ekel erfüllt, so flößte mir mein einst so vergöttertes Werk auf diesem Platz der Speculation mit dem unter meinem Namen verzeichneten Preis Widerwillen ein. Und dann, als die Kritik sich seiner bemächtigte und die geheime, eifersüchtig gehütete Arbeit meines Geistes wie der todte Körper zu Nutz und Frommen des Publicums vom ersten Besten secirt wurde; als sie die geheimen Falten meines Herzens und Geistes bloßlegten und aus reinem Neid und Uebermuth, ohne mich auch nur zu kennen,

meine innerste Seelenthätigkeit beurtheilen wollten — da erfaßte mich eine tiefe Entrüstung, ich empfand es als eine Schmach und kam mir vor wie ein Sklave, der verkauft wird, — und ich zerfleischte in rasender Wuth meine eigene Hand, die das eigene Urtheil geschrieben hatte. Von da ab schrieb ich Nichts mehr. — Die Poesie war nicht todt in mir, sie hatte sich nur wie die antiken Vestalinnen zurückgezogen, um das heilige Feuer zu bewahren! Man sagte, meine poetische Ader sei ausgetrocknet, ich hätte keine Erfindungsgabe, keine Phantasie mehr, der so schnell erworbene Ruhm sei mir zu Kopf gestiegen, und mehr dergleichen! Dann vergaß man mich ganz und gar, so daß sich heute Niemand mehr an Leonardo Guerra erinnert!"

„Sage mir die Wahrheit, Theurer," unterbrach ihn Editha nachdenklich, „hast Du es seitdem niemals bereut und bedauert? Schläft Leonardo Guerra friedlich unter der Asche seines einzigen Bandes, so daß sein Schatten Dich niemals heimsucht?"

„Niemals!" rief Johannes fest.

„Ich glaube Dir," sagte Editha, ihre

Hand auf das Herz des Jünglings drückend, „die Vestalin hat das heilige Feuer treu behütet; man fühlt, wie es hier brennt!“

Das Gespräch wurde nun mit leiser Stimme fortgesetzt und verlor sich nach und nach in unbestimmtem Geflüster. . . .

*　　*
*

Der große Tag nahte heran! Der ländliche Dichter bereitete heimlich sein Nest, um es der schönen Frau, die es bewohnen sollte, würdig zu machen.

Wunder von gutem Geschmack und Fürsorge ersetzten die nicht allzu verschwenderisch zu Gebote stehenden Mittel, und der kommende Frühling mit seinen duftenden Blumen half ihm dabei in wunderbarer Bereitwilligkeit.

Diese lebendige, bewegliche Poesie, die sich in hundert Farben in der Natur wiederspiegelt, die Form und Farbe und Ausdruck jeden Augenblick wechselt, je nachdem sie dem Kelch einer Rose entströmt oder mit dem Zephyr säuselt oder im geheimnißvollen Schatten des Waldes, in der friedlichen Majestät der Wiesen ruht, dem Gesang der Nachtigall und dem

Gaukeln des Schmetterlings — diese wirkliche Poesie mußte schließlich das Herz Editha's bewegen und durchdringen. Er war davon überzeugt. Der Monat Mai, so heiter und lachend an den Ufern der Sonna, verschwendete seine zartesten, süßesten Reize und goß sie über das liebliche Thal — es erschien wie im Festschmuck. Während langer Monate war der Strom verdorrt, aber seit vierzehn Tagen strömten, geräuschvoll plätschernd, frische Quellen hervor, sie beschützten die Cyklamen, welche stolz ihre Köpfchen zwischen dem grünen Moos erhoben. Jeder Baum erschien neuverjüngt, jeder Blumenkelch richtete sich auf, in jedem Samenkorn, in jeder Knospe zitterte frisches Leben!

Und der heißersehnte Tag brach an! Beim ersten Sonnenstrahl war schon das ganze Haus auf den Beinen. Johannes kam drei Stunden vor dem festgesetzten Termin an; er nahm Amarillis bei Seite und bat sie, zu ihm zu kommen und seinem Nest einen prüfenden Blick zu schenken. Amarillis ließ sich nicht lange bitten; sie fühlte sich durch diese Aufforderung, die ihrem Geschmack schmeichelhaft, sehr ge-

ehrt. Bruno, der gerade zugegen war, bot ihr seine Begleitung an; der arme Mann machte trotz seiner traurigen Gedanken, die diese Hochzeit unwillkürlich in ihm erregen mußte, alle Anstrengungen, um heiter zu erscheinen und Antheil an der Freude der Anderen zu zeigen. Seit langer Zeit war er nicht mehr am Ufer der Sonna gewesen, das Haus Johannes' hatte er noch niemals betreten, daher war ihm dieser Spaziergang etwas Neues, den die Heiterkeit der Landschaft ihm doppelt genußreich machte. Sie kamen Beide stumm und in Gedanken versunken zu dem Häuschen, wo Checco wie eine verdammte Seele hin und her irrte, in allen Ecken noch Ordnung schuf und Alles säuberte bis in's Kleinste.

Amarillis bemerkte sofort mit ihrem erfahrenen Blick als tüchtige Wirthin und erfahrene Frau, daß Johannes das Möglichste geleistet hatte. Das Schlafgemach, der Salon, der große Saal, die Corridore, der Hof, der kleine Garten, Alles war neu und festlich hergerichtet, Alles war reizend und wohnlich.

„Editha wird sich hier sehr wohl fühlen," meinte Bruno. „Ja, sie wird

es wirklich gut haben! Ihr reizendes blaßrosa Zimmerchen ist ein wahres Kleinod!"

Johannes hatte in Erfahrung gebracht, daß Blaßrosa Editha's Lieblingsfarbe war. Was suchen Liebende nicht Alles zu errathen?

„Und dieses weiße einsame Zimmer, das wie die Zelle einer Nonne ausgestattet ist — für wen soll das wohl sein?"

„Aber das ist ja das meinige," sagte Amarillis mit leichtem Erröthen.

„Das Ihrige?" rief Bruno, bestürzt stehen bleibend, als habe er eine überraschende Neuigkeit gehört.

Amarillis ging schnell weiter und öffnete andere Thüren; aber da sie bemerkte, daß Bruno ihr nicht gefolgt war, kehrte sie wieder zurück und fand Bruno unbeweglich noch dort, wo sie ihn verlassen hatte.

„Das Ihrige?" wiederholte er.

Amarillis war verlegen; sie faßte ihn an einem Arm und zog ihn sanft zum Fenster hin. „Sehen Sie, welch' schöne Aussicht! Man sieht die Sonna tief unten und dort oben auf der Bergspitze den Kirchthurm von Celano!"

Bruno warf einen Blick hinaus, dann drehte er sich schnell weg und stand mit dem Rücken gegen das Fensterbrett gelehnt; seine Augen überflogen das Zimmer. „Sie werden also hierher kommen .... Haben Sie es schon beschlossen?“

„Welche Frage, Herr Bruno! Sie wissen doch, daß ich meine Nichte begleite!“

Bruno antwortete nicht. Er trat vom Fenster und folgte Amarillis langsam nach. Sie besichtigten die Landwirthschaft, die berühmten Hühnerställe, die Volièren und die Bienenstöcke. Checco begleitete sie und sprach immerfort — er allein sprach. Als Nichts mehr zu besichtigen übrig blieb, sah Amarillis ängstlich auf ihre silberne Uhr und meinte, daß sie jetzt nach Hause müßte, um die Braut abzuholen; die Hochzeit sollte in einer Stunde stattfinden, es war nur noch Zeit genug, um den Weg nach Hause zurückzulegen und der Braut den Kranz und Schleier auf dem jungfräulichen Haupt zu befestigen.

„Gehen wir,“ flüsterte sie, „weder Editha noch Johannes wird die Zeit unserer Abwesenheit zu lange erschienen sein!“

Ein tiefer Seufzer hob die Brust

Bruno's. Amarillis betrachtete ihn unruhig; beim Weggehen gab sie Checco noch einige Verhaltungsbefehle, dann eilte sie schnell den Abhang hinunter.

„Eilen Sie doch nicht so sehr!" rief Bruno.

Amarillis mäßigte ihre Schritte, sie riß einen Zweig Waldrebe ab und zerpflückte mechanisch seine Blätter.

„Wollen Sie sich nicht stützen?" fragte Bruno und bot ihr seinen Arm.

„Nein, o nein!" antwortete Amarillis schnell und hatte große Lust, nochmals zu entlaufen.

„Hören Sie mich an!" rief Bruno mit ganz verändertem Ausdruck, „ich kann Sie nicht verlieren, ich kann Ihnen nicht entsagen, absolut nicht!"

Amarillis antwortete nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie auch nicht einen Ton hervorbringen konnte.

Bruno blieb einen Augenblick stumm vor Bestürzung, doch in der Angst, Amarillis für immer zu verlieren, fand er den Muth, fortzufahren: „Nach dem Tode meiner Tochter sind Sie Alles für mich geworden; Ihre Güte, Ihre Zuneigung haben mein gebrochenes Herz aufgerichtet; Ihr tact-

volles, intelligentes Wesen hat mich in meiner Einsamkeit getröstet, Ihre unwandelbare Sanftmuth hat mir die traurigen Tage, die Sie an meiner Seite verlebt, erträglich gemacht. Fräulein Amarillis, ich habe keine andere Liebe, keine andere Hoffnung mehr auf dieser Welt außer Ihnen! Verlassen Sie mich nicht, werden Sie meine Lebensgefährtin und theilen Sie mit mir Freude und Schmerz!"

So sprechend, hatte Bruno Amarillis den Zweig geraubt und entblätterte ihn vollends; als nur noch der leere Stiel übrig war, faßte er Muth und drückte die Hand des zitternden Mädchens, das schüchtern seinen Druck erwiderte. —

Der goldene Traum Amarillis' ging vollständig in Erfüllung: ein Häuschen mit Blumen und Vögeln — lustig und sonnig . . . und eine Hand, die sie innig umfaßte. Sie hüteten ihr Geheimniß eifersüchtig diesen ganzen Tag. — Am Altar, als Editha das bindende „Ja" sprach, überflog eine seltsame Verwirrung das Antlitz Amarillis', und Bruno hustete einige Mal und verbarg sein Gesicht im Taschentuch. Aber wer achtete darauf? — Margei, die kluge Margei,

die einige geheimnißvolle Worte der beiden Verschworenen hinter der Thür aufgefangen hatte, lächelte geheimnißvoll, und ihr Gesicht drückte eine schlaue innere Genugthuung aus — aber sie behielt ihre Entdeckung für sich, rieb sich nur stillvergnügt die Hände und suchte in ihrem Gedächtniß das Recept für eine neue Torte.

Die Hochzeit wurde fröhlich in Bruno's Hause gefeiert, und für diesen bedurfte es keiner Anstrengung mehr, um fröhlich zu scheinen.

Später am Abend, als der Mond seine silbernen Strahlen in das Thal hinabsandte, öffnete sich das lauschige Nest im keuschen Schatten der Oleanderbüsche, doch es schloß sich ebenso schnell wieder, so daß nur die Nachtigallen in den Zweigen ein leises Flüstern vernahmen.

Ob